Band 993 • 2,20 DM

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Das Rätsel der Schattenfrau

Band 993 • 2,20 DM

Ös 16 / Fr 2,20 / FF 16,00
L 2800 / hfl 2,60 / Pts 275

BASTEI ROMAN





Das Rätsel der Schattenfrau

John Sinclair Nr. 993

von Jason Dark

erschienen am 22.07.1997

Titelbild von Mónica Pasamón

Sinclair Crew

Das Rätsel der Schattenfrau

»Willst du Koks, Gras, Crack oder noch was Härteres?« Der Typ mit den gelben Stoppelhaaren versperrte mir den Weg, glotzte mich wild an. Wie jemand, der unter Drogen steht, und er stank zudem noch nach Knoblauch.

»Geh aus dem Weg!« sagte ich ruhig.

Meister Stoppelhaar blieb stehen. Er reckte sein oval gewachsenes Kinn vor. Das rote Licht der Außenreklame fiel übers ein Outfit aus dunklem Leder.

»Hör auf, du willst doch, das sehe ich dir an. Du bist einer, der fein tut, aber in dir steckt ein Tier. Ich habe dafür einen besonderen Blick.«

»Ja, ich will«, bestätigte ich, noch immer ruhig, denn ich wollte Aufsehen vermeiden. »Aber hinein, verstehst du? Ich will nicht hier draußen stehenbleiben.«

Die letzten beiden Tage waren für Julia Sargasso wie eine Hinter mir stand Suko. Seine Hand spürte ich in meinem Rücken, als wollte er mich vorschieben. Eigentlich war es in dieser Gegend nicht üblich, daß man von Dealern auf der Straße angesprochen wurde. Wer sich hier seinen Laden eingerichtet hatte, der wollte verdienen, aber keinen Ärger mit der Polizei haben.

Aus dem Nichts erschien der Kleiderschrank. So schnell, daß ich nicht reagieren konnte. Aber der Mann mit den breiten Schultern und der Glatze packte nicht mich. Er kümmerte sich um Meister Stoppelhaar, preßte dessen Arme eng an den Körper, hob ihn dann an, ließ ihn strampeln und stöhnen, denn der Griff war verdammt schmerzhaft, dann warf er ihn einfach weg.

Ja, wie einen alten Lumpen. Er schleuderte ihn ein paar Meter weit zu Boden, wo Stoppelhaar aufschlug, vor Schmerzen jaulte, aber Glück hatte, daß ihn der Schwung nicht bis auf die Straße beförderte, wo er bei den dicht an dicht fahrenden Fahrzeugen keine Überlebenschance gehabt hätte.

Einige Passanten waren zur Seite gesprungen. Sie lachten oder hüpften über ihn hinweg, drehten sich nach ihm um, und Stoppelhaar kroch weiter, wobei er unablässig schrie. Er wußte, daß er seine Arme so schnell nicht wieder gebrauchen konnte. Der Schläger mußte mit ihnen etwas angestellt haben.

Gelassen drehte sich der Kleiderschrank auf zwei Beinen um. Ich hörte Suko hinter mir schnaufen. Er dachte wahrscheinlich das gleiche wie ich, und stand kurz davor, dem Bodyguard eine Lehre zu erteilen, die ihn sicherlich aufs Pflaster geschickt hätte, aber ich wollte hier kein Aufsehen. Trainieren konnte Suko im Camp.

»Laß es!« sagte ich.

»Aber ungern.«

»Ist egal.«

Der Kleiderschrank grinste uns an. »Sie können jetzt rein, meine Herren.«

Er wollte gehen und hatte sich schon halb umgedreht, als ich ihm auf die Schulter tippte. Er wirbelte wieder in die andere Richtung, Typen wie er fühlten sich eben immer attackiert, dann schaute er in mein lächelndes Gesicht und sah auch, wie ich den Kopf schüttelte. »Nur zur Erklärung, Mister. Wir beide sind Polizisten, und komischerweise haben wir es nicht so gern, wenn mit anderen Menschen umgesprungen wird wie mit Spielzeugen. Klar?«

Der Kleiderschrank saugte die Luft durch die Löcher seiner Kartoffelnase ein. »Ja, ich habe Sie verstanden.«

»Gut.«

»Aber Sie können trotzdem rein.«

»Das weiß ich.« Einen letzten Blick warf ich noch auf Stoppelhaar.

Jemand hatte sich erbarmt und ihm auf die Füße geholfen. Er hatte ihn dann wie eine Puppe mit dem Rücken gegen die Hauswand gedrückt, wo er stand und jammerte. Die Arme angewinkelt und zitternd. Sogar Tränen rannen über sein Gesicht.

Der Schläger hatte meinen Blick bemerkt. »Er war ein Dealer, und der Boß will, daß sein Lokal clean bleibt. Auch die Umgebung davor, wenn ihr versteht.«

»Alles, Meister«, sagte ich ihm und klopfte ihm auf die breite Schulter.

»Wir haben für vieles Verständnis, aber nicht für Dinge, die gegen Menschen gerichtet sind. Da reagieren wir empfindlich. Kann sein, daß Ihr Eingreifen noch ein Nachspiel haben wird.«

Er starrte uns an. Zuerst mich, dann Suko. Was er mit uns liebend gern getan hätte, stand in seinen Augen zu lesen, aber er durfte nicht, und so nickte er. »Ich soll Sie trotzdem zum Chef bringen.«

»Den Weg finden wir allein.«

»Aber Sie brauchen dann nicht durch das Lokal.«

»Wir gehen gern durch die Hölle. Und in der wirst du gleich stecken, wenn du nicht Platz machst«, erklärte Suko ihm.

Der Schläger nickte. Dann trollte er sich.

Suko schaute ihm nach. »Den hätte ich mir gern vorgenommen«, sagte er grimmig.

»Das hat man dir angesehen.« Ich lachte. »So, dann wollen wir mal die Hölle betreten.«

Es war natürlich nicht die richtige Hölle, sondern eine Disco, die sich Dancing Hell nannte. Hier konnte abgetanzt werden vom frühen Abend bis zum frühen Morgen. Warum das Lokal ausgerechnet Hölle hieß oder diesen Beinamen trug, das war uns nicht klar, denn in dieser Disco wurde nicht gerockt, da zuckte man auch nicht nach irgendwelchen Techno-Rhythmen allein auf der Tanzfläche herum, mit verkehrt sitzenden Kappen auf den Köpfen, den gepiercten Nasen, Lippen und Ohren. Da nahm man auch keine Schlucke aus den extrem teuren Dosen mit diesen künstlichen Aufputschdrinks, nein, diese Hölle war eine nette, eine ruhige, ja, schon eine gemütliche Hölle, denn hier wurden Oldies gespielt, die auch den Tango und den Walzer nicht verschmähten, womit der Besitzer, ein gewisser Frogg, wohl eine Marktlücke entdeckt hatte, denn sein Laden war Abend für Abend voll.

Seltsamerweise nicht nur von älteren Semestern oder Frührentnern, auch junge Leute hatten sich das Lokal ausgesucht, trugen sogar die entsprechende Kleidung, tranken Wein, Sekt oder Champagner und gaben sich wie ihre Eltern und Großeltern.

Deshalb war der Name Hölle übertrieben, oder er war deshalb gewählt worden, weil in dem Garderobenraum hinter dem Eingang die

Wände mit großen Fotografien bedeckt waren, wo jede Menge Tänzer durch lodernde Flammen wirbelten.

Wir hatten weder Hüte noch Mäntel abzugeben und wurden trotzdem mit einem netten Lächeln begrüßt. Eintritt brauchte auch niemand zu zahlen, wahrscheinlich waren die Preise der Getränke entsprechend hoch.

Von außen hatte dieses Lokal gar nicht so groß ausgesehen. Wir blieben schon etwas überrascht auf einem halbrunden Podest stehen und sahen vor uns drei Tanzflächen aus dickem Glas, in das rote Lampen hineingebaut waren. Ein Podium für die Band oder in diesem Fall für die Kapelle war auch vorhanden, aber es war nicht besetzt, die Schmusemusik aus dem Film High-Society drang aus mehreren Lautsprechern und war so eingestellt, daß sich die Tänzer dabei noch unterhalten konnten, ohne schreien zu müssen.

Auf den drei Tanzflächen drehten sich nur wenige Paare, und die meisten Tische waren leer. Der Betrieb begann erst später. Die Bedienungen waren adrett gekleidet, trugen rote Blusen und dunkelrote Fräcke und waren sehr freundlich.

»Wohin?« fragte Suko. »Diesmal überlasse ich dir die Auswahl.«

Wir brauchten uns beide nicht anzustrengen, denn in unserer Nähe hörten wir ein Schnaufen, drehten uns um und sahen einen Mann mit rudernden Armbewegungen auf uns zukommen. Er trug einen weißen Smoking, schwitzte, war korpulent und sah aus, wie er hieß. Frogg *Frosch* war sein Name.

Er hatte ein breites Gesicht mit nach außen gewölbten Augen. Das Maul sprang ebenfalls vor, und da waren die Lippen auch in die Breite gezogen. Hinzu kamen die Hamsterbacken, bei denen Fleisch und Haut nach unten hingen. Das Haar lag platt auf dem kantigen Kopf. Seine Farbe war nicht zu identifizieren.

Ja, das war der Frosch.

Als er uns sah, blieb er stehen, atmete kurz aus und ein, dann schüttelte er den Kopf. »Himmel, warum haben Sie nicht…?«

»Wir wollten uns umschauen.«

»Ich hätte Sie gern geführt.«

»Danke«, sagte ich und lächelte. »Aber wir sind schon seit einigen Jahren erwachsen. Sagen Sie nur Ihrem wandelnden Kleiderschrank auf zwei Beinen, da er sich beim nächstenmal anderen Menschen gegenüber besser benehmen soll, auch wenn diese ihm nicht in den Kram passen. Er hätte sich sonst von uns leicht einen Satz heißer Ohren fangen können.«

Frogg starrte uns mit offenem Mund an und sah dabei noch mehr aus wie ein Frosch. Möglicherweise war dieser Name auch nur ein Spitzname, eine derartige Verbindung konnte es einfach nicht geben.

Diese Symbiose hatten wir noch nie erlebt.

»Es hat keinen Sinn, wenn Sie uns jetzt fragen«, sagte Suko. »Wenden Sie sich an Ihren Leibwächter.«

»Das mache ich auch.«

»Gut, dann können wir ja jetzt zu den ernsteren Dingen des Lebens kommen, denke ich.«

»Ja - und ob. Kommen Sie bitte mit, denn ich habe extra einen Tisch für uns freigehalten.« Er drängte sich an uns vorbei, ging dann vor uns her, und wieder kam mir der Verdacht, daß er wiedergeboren war und er sein erstes Leben als Frosch nicht so ganz hatte abschütteln können, denn er bewegte sich ähnlich wie dieses Tier.

Ich dachte auf dem Weg zu unseren Plätzen darüber nach, weshalb wir eigentlich hier waren.

Es ging um ein Gespenst!

Der Meinung jedenfalls war Mr. Frogg, der fünfmal bei Sir James Powell angerufen hatte und darum gebettelt hatte, ihm doch einen oder mehrere Männer zu schicken, die sich die Dinge anschauen sollten und auch, um ihm nötigenfalls zur Seite zu stehen.

Dieses Gespenst, eine Schatten-oder Geisterfrau, erschien in seiner Disco Ks war plötzlich da, und es wurde gesehen. Der Schreck war groß.

Es tanzte, es verschwand, so daß die Menschen an eine Täuschung glaubten, aber es kehrte wieder zurück, oft noch in derselben Nacht.

Dann bewegte und tanzte der Geist der Frau wieder, bevor er sich endgültig auflöste.

Frogg hatte Angst bekommen. Weniger um sich, als um sein Geschäft.

Das wiederum änderte sich, als das Gespenst plötzlich in seiner Wohnung erschien und sich als Totenfrau ausgab. Da war der Mann bald durchgedreht, denn er glaubte daran, daß mit dem Erscheinen der Totenfrau tatsächlich ein großes Unheil verbunden war.

Noch war es zu keinem ungewöhnlichen und absurden Sterbefall gekommen, aber die Angst war bei Frogg geblieben. Das Geschäft lief nach wie vor gut, wie er Sir James versichert hatte, aber er wollte es nicht darauf ankommen lassen und entsprechende Gegenmaßnahmen ergreifen, auch wenn den Gästen seiner Dancing Hell noch nichts zugestoßen war.

Sir James hatte die Klagen nur halbernst genommen, kurz mit uns darüber gesprochen und uns quasi gebeten, in diesem Tanzlokal vorbeizuschauen, wenn wir nichts Besseres vorhatten.

Das hatten wir an diesem Abend nicht. Aber wir waren nicht mit großer Freude losgefahren, obgleich ich über das Lokal doch angenehm überrascht war, denn hier erlebte ich keinen Musik-Terror, der den Ohren nicht eben guttat. Allerdings hatten wir uns auch mit dem Besuch Zeit gelassen. Zudem mußte ich noch den letzten Fall

verdauen, der mich nach Deutschland geführt und wo ich zusammen mit Harry Stahl das Auftauchen des Judasbaums erlebt hatte.

Das alles war vorbei. Ich konnte wieder nach vorn schauen und mich mit neuen Dingen beschäftigen.

Mit einer Schattenfrau.

Natürlich hielt sie sich noch nicht hier auf. Es war auch nicht sicher, ob sie erschien, aber Frogg war schon nervös, als er uns Plätze an einem reservierten Tisch anbot. Er stand in gebückter Haltung. Dabei schaute er sich vorsichtig um, wie jemand, der jeden Augenblick mit einer Überraschung rechnet.

Als wir saßen, stand er noch immer. »Was Sie essen oder trinken wollen, geht natürlich auf Kosten des Hauses«, erklärte er. »Sie können bestellen, was Sie wollen.«

»Was kann man denn hier essen?« fragte ich.

»Sandwiches. Auch Hamburger.« Er hob die Schultern. »Kleinigkeiten eben.«

»Wir werden sehen.«

»Sie entschuldigen mich bitte. Ich muß noch einmal zurück in mein Büro.«

»Und was ist, wenn die Geisterfrau erscheint?«

Frogg grinste säuerlich. »So früh kommt sie nicht.«

»Dann bis gleich.«

Wir schauten ihm nach, wie er ging. Selbst an seinen Bewegungen war zu erkennen, wie stark er litt. Er hatte den Kopf nach vorn gestreckt und die Schultern in die Höhe gezogen, als litte er unter einem wahnsinnigen Streß.

Suko lächelte mir zu. »Was möchtest du trinken?«

»Keine Ahnung.«

»Champagner, Bier, harte Drinks oder…«

»Lieber das oder.«

»Das nehme ich auch.«

Wir bestellten bei der Bedienung schlichtes Wasser, was die junge Frau verwunderte. Sie hielt sich mit einem Kommentar allerdings zurück, bestimmt wußte sie, daß wir besondere Gäste waren, und sie brachte sehr schnell zwei große Flaschen Mineralwasser.

Suko goß die Gläser selbst voll und stellte die Flasche zurück. »Ich weiß nicht, aber ich komme mir hier vor, als hätte man mich um einige Jahrzehnte zurückversetzt.«

»Da hast du doch noch gar nicht gelebt.«

»Trotzdem.«

Er hatte recht. Das Lokal war ein Nostalgie-oder ein Kultschuppen, wie man heute zu sagen pflegt. Plüschsessel mit halbrunden Lehnen, kreisrunde Tische dazwischen, kein Licht aus einer Discokugel, dafür weicher, aus Wandleuchten strömender Schein. Bilder an den Wänden,

normale Tanzflächen, die drei Inseln in der Tisch-und Sessellandschaft bildeten und eine Bar umgaben, die uns gegenüberlag. Auch die Hocker dort wiesen einen Plüschbezug auf. Man konnte bequem darauf sitzen und es sich gutgehen lassen.

Die Bee Gees sangen, ich hörte in der Nähe eine Frau lachen und sie dann mit ihrem Begleiter darüber streiten, wie lange dieser Song wohl zurücklag, als er noch ganz oben auf den Hitlisten stand.

Frogg blieb verschwunden. Wir tranken, nahmen die Atmosphäre in uns auf, und ich zumindest gab mir gegenüber zu, daß ich mich so unwohl nicht fühlte. Diese Hölle hatte mich angenehm überrascht. Ich wußte noch immer nicht, weshalb man ihr diesen Namen gegeben hatte.

Vielleicht sollte er junges Publikum anziehen, und das war tatsächlich der Fall, denn auch jüngere Leute trudelten allmählich ein und konnten sich noch ihre Plätze aussuchen.

»Wie lange sollen wir denn wohl bleiben?« fragte Suko.

»Bis die Schattenfrau erscheint.«

Er runzelte die Stirn. »Und wenn sie uns versetzt?«

»Haben wir einen netten Abend verbracht.«

Die Antwort hatte Sukos Geschmack nicht gerade getroffen, denn er zog die Mundwinkel nach unten. Wahrscheinlich wäre er lieber zu Hause bei seiner Shao geblieben. Ich konnte es ihm nicht verdenken, aber wir hatten zugestimmt und würden auch bleiben.

Nur die Schattenfrau ließ sich nicht blicken. Frogg kam ebenfalls nicht zurück. Allmählich begann ich mir Sorgen zu machen. Wir hatten eine bequemere Sitzhaltung eingenommen, die Beine ausgestreckt, und ich wollte gerade auf die Uhr schauen, als ich mitten in der Bewegung anhielt.

Etwas hatte mich gestreift!

Etwas Kaltes!

Suko bemerkte nichts, weil er auf die Tanzfläche schaute, wo sich die Paare drehten, ich aber spürte diesen kalten Hauch über meinen Kopf und den Nacken streifen und wußte plötzlich, daß wir Besuch bekommen hatten.

Die Schattenfrau war da!

***

Ich tat zunächst nichts. Ich blieb einfach sitzen. Allerdings nicht so locker wie sonst, und das wiederum fiel meinem Freund auf, der mich fragend anstarrte, von mir aber keine Erklärung bekam.

Hinter meinem Rücken hatte ich die Berührung gespürt. Ich mußte, wenn ich dorthin schauen wollte, den Kopf drehen, was ich auch langsam tat.

Da dieser kalte Hauch noch nicht weitergewandert war, konnte ich

davon ausgehen, daß dieser Spuk noch hinter mir stand, und das wiederum wollte ich genau wissen.

Ich stand auf.

Der Ruck war heftig. Fast hätte ich den kleinen Sessel noch umgeworfen, aber meine Aktion zeigte keinen Erfolg, denn der kalte Hauch an Kopf und Nacken verschwand. Ich drehte mich sofort in eine bestimmte Richtung, aber auch dort war weder etwas zu sehen noch zu fühlen. Dieser Kontakt war verschwunden.

Langsam setzte ich mich hin. Noch immer durchsuchte ich das Lokal, aber das Gespenst oder der Geist zeigte sich nicht. Ich schaute auch nach, ob in meiner Umgebung ein Fenster geöffnet worden war. Das wiederum konnte nicht sein, denn es gab keine Fenster in der glatten Wand, demnach auch keinen Durchzug.

Suko schaute mich etwas mißtrauisch und auch leicht verlegen grinsend an. »He, was hast du gehabt?«

»Ich denke, daß ich einen ersten Kontakt mit dieser Schattenfrau bekommen habe.«

»Ach!«

Ich mußte lachen. »Natürlich muß das nicht so gewesen sein. Ich habe es mir auch einbilden können, aber ich weiß genau, daß ich mich nicht geirrt habe, was die Äußerlichkeiten anging.«

»Und wie sahen die aus?«

Ich strich über meinen Kopf und auch über den Nacken hinweg.

»Berührungen, Suko. Kalte, hauchartige Berührungen, und ich weiß genau, daß hier in der Nähe kein Fenster offen ist.«

»Richtig.« Er blickte sich um. Dabei drehte er zweimal den Kopf. »Nur komisch, daß ich nichts bemerkt habe. Keine Hauch oder sonst etwas in der Richtung.«

»Dann ist sie an dir auch nicht vorbeigekommen.«

»Sie liebt dich, John.«

»Ja, ich weiß. Gleich fange ich an zu jubeln.«

Suko wurde wieder emst. »Aber gesehen hast du sie nicht? Keine Spur, keinen Hauch, keinen Schatten oder wie auch immer.«

»Nein, nichts dergleichen.«

»Und eingebildet hast du dir diesen Hauch nicht - oder?«

»Das auf keinen Fall. Es hat diese Berührung gegeben, alles andere kannst du vergessen.«

Suko deutete nach vorn. »Da kommt Frogg zurück. Ich bin gespannt, ob auch er etwas bemerkt hat.«

Ich winkte ab. »Vorläufig werde ich ihm davon nichts sagen. Wir warten ab.«

Frogg wollte zwar kommen, wurde aber von Stammgästen aufgehalten, die einige Worte mit ihm wechselten. Er hatte Mühe, freundlich zu bleiben und die Leute nicht zu verärgern. So kämpfte er

sich praktisch näher. Immer wieder holte er ein Tuch aus der Innentasche und wischte über sein Gesicht. Es war warm, ihm war schon heiß, und als er an unseren Tisch trat, da stöhnte er auf. »Meine Güte, nichts als Streß hat man. Daß die Leute mich immer ansprechen müssen.«

»Gehört zum Geschäft«, sagte ich.

Er nickte einige Male. »Wahrscheinlich haben Sie recht.« Neben ihm stand schon eine Bedienung und fragte nach den Wünschen ihres Chefs. »Ich brauche einen großen Drink.«

»Bier, Sir?«

»Ja. Und einen doppelten Whisky.«

»Danke.«

Die Kleine verschwand. Frogg deutete auf die beiden Flaschen mit Mineralwasser. »Und Sie trinken nur das Zeug?«

»Vergessen sie nicht, daß wir im Dienst sind«, sagte Suko.

»Ja, daran habe ich nicht gedacht.«

»Waren Sie unterwegs, um die Schattenfrau zu suchen?« fragte Suko weiter.

Erstaunt blickte er den Inspektor an. »Verdammt, wie kommen Sie denn darauf?«

»Es fiel mir so ein.«

»Unsinn. Nein, das ist nicht wahr. Ich habe mich in meinem Büro umgeschaut.« Er nahm seine bestellten Getränke entgegen. »Außerdem ist sie um diese Zeit noch nie erschienen. Die taucht immer später auf, wenn überhaupt.« Frogg trank einen Schluck Whisky. Mit dem Bier kühlte er die Schläfe etwas ab.

Ein Paar im besten Mittelalter passierte unseren Tisch und begrüßte den Chef mit einem herzlichen Lächeln. Die Frau sah aus wie eine ägyptische Prinzessin. Ihr Haar war lackschwarz und das Gesicht so faltenlos glatt, daß es schon unnatürlich wirkte. Der Mann trug einen kleinen Pferdeschwanz im Nacken. Er machte auf jugendlich, während seine Begleiterin, wohl aus Angst, daß die Schminke auf dem Gesicht abbröckeln konnte, auf ein Lächeln verzichtete. Die beiden sprachen ein paar Worte mit Frogg, der froh war, sie dann los zu sein. So konnte er sich wieder mit Suko unterhalten.

Ich verfolgte das Gespräch kaum, denn ich war in meine eigene Gedankenwelt versunken. Dieser kalte Hauch ging mir nicht aus dem Kopf. Ich hatte ihn gespürt in ihn mir nicht eingebildet. Etwas allerdings wunderte mich schon. Eigentlich hätte bei dieser doch sehr intensiven Berührung mein Kreuz reagieren müssen, was leider nicht geschehen war. Ich hatte nicht die geringste Spur einer Erwärmung gespürt. Es war kühl oder körperwarm geblieben wie immer.

Doch Einbildung?

Oder spielte mein Kreuz bei derartigen Erscheinungen einfach nicht

mit, weil sie nicht unbedingt etwas Böses beinhalteten?

Ich konnte mir keinen Reim darauf machen und wollte erst einmal abwarten.

Hier sitzen bleiben und auf die nächste Zeit hoffen, die lang werden konnte. Bis Mitternacht waren es noch zwei und eine halbe Stunde.

»Wann erscheint sie denn in der Hegel?« Suko stellte die Frage und kam mir zuvor.

Frogg hob die Schultern. »Das katin man nie so genau sagen. Diese Erscheinung läßt sich ja nicht manipulieren Die kommt, wann sie will. Plötzlich ist sie dann da.«

»Auf der Tanzfläche?«

»Ja, ja, Inspektor.« Frogg deutete vage in die entsprechende Richtung.

»Sie kann sich ja mehrere aussuchen.«

»Bleibt sie dort?«

»Ja.«

»Sie setzt sich also nicht zwischen die Gäste auf einen der freien Plätze?«

»Nein!« antwortete Frogg beinahe entrüstet. »Das habe ich noch nie erlebt. Sie erscheint, und sie verschwindet.«

»Was sagen die Tänzer und Tänzerinnen dazu?«

»Nichts. Oder nicht viel. Sie nehmen die Gestalt möglicherweise nicht mal zur Kenntnis. Sie bleibt dort und tanzt. Sie tanzt auch durch die anderen hindurch, und dann ist sie wieder weg.«

Ich hatte gut zugehört und meinte dann: »Davor haben Sie also eine so große Angst, daß Sie uns hergeholt haben.«

»Ahm…« Er wurde verlegen. »Nicht direkt.«

»Wie sieht das indirekt aus?«

Frogg senkte den Blick und griff nach seinem Bierglas. Er hob es an, trank und sah dabei gedankenverloren aus. »Nun ja, ich will ehrlich zu Ihnen sein, denn ich fühle mich von der Schatten-oder Totenfrau bedroht.«

»Hat sie Ihnen etwas getan?«

»Nein, Mr. Sinclair, das nicht. Ich fühle mich trotzdem bedroht, weil ich ihre Geschichte kenne.«

»Wie lautet die?«

»Es ist mehr eine Sage«, gab er mit leiser Stimme zu.

»Daran sind wir immer interessiert«, meinte Suko.

»Nun ja. Im Prinzip ist es so. Immer dann, wenn die Schatten-oder Totenfrau erscheint, stirbt jemand. Sie ist eine Vorbotin des Todes und stammt selbst aus dem Totenreich, aus dem sie hin und wieder entweicht. Das ist im Prinzip alles.«

»Jetzt haben Sie Angst davor, daß Sie sterben?«

Er starrte mich an und nickte.

»Sind denn schon Menschen gestorben, die sich in ihrer Nähe aufgehalten haben?«

Frogg blies den Atem aus und uns damit seinen alkoholisierten Atem ins Gesicht. »Das kann ich nicht genau sagen und auch nicht beweisen. Hier jedenfalls nicht.«

Genau das hatte ich wissen wollen. Ich merkte, daß der Ärger in mir hochstieg. Was uns dieser Typ erzählte, konnte durchaus seiner eigenen Psychose entstammen, und mir lag eine entsprechende Antwort auf der Zunge, als Frogg weitersprach.

»Aber ich werde durch sie sterben.«

»Oh, das wissen Sie?«

»Ja, sie hat es mir erklärt.« Er schien wirklich Probleme zu wälzen, denn er fing an zu schwitzen und rieb wieder mit seinem Tuch durch das Gesicht.

»Darf ich fragen, wie Sie darauf kommen?«

»Mr. Sinclair!« wandte er sich an mich. Seine Stimme klang leise und zischend.

»Diese verdammte Schattenfrau hat mich besucht. Können Sie sich das vorstellen? Sie hat mich in der Nacht besucht, nein, in den Nächten, denn sie ist mir mehrere Male erschienen.«

Wir nahmen es noch immer locker, denn Suko meinte ebenfalls ziemlich trocken: »Aber Sie leben noch, wie wir deutlich sehen können.«

»Das stimmt alles, Inspektor. Nur hat sie mir den Tod angekündigt. Ihre ersten Besuche waren nur als eine Warnung gedacht. Sie hat auch gemeint, daß ich mich auf diese Nacht und damit auf meinen Tod vorbereiten soll.«

»Moment mal, Mr. Frogg.« Ich hob den rechten Arm. »Haben Sie diese Nacht gesagt?«

Er nickte verkrampft und mußte sich wieder das Gesicht trocknen. »Also heute?«

»Ja, heute. Ich soll heute nacht noch sterben, meine Herren, und ich habe eine verdammte Angst in mir…«

***

Das konnten wir uns vorstellen. Wir sahen, wie er eine Hand auf die Brust preßte, ungefähr dort, wo sein Herz schlug. »Obwohl es nicht viel Sinn hat, habe ich mir sogar einen Leibwächter zugelegt, der mich im Notfall schützen kann.«

»Auch vor der Schattenfrau?« fragte Suko skeptisch.

Frogg mußte bitter lachen. »Was tut man nicht alles, wenn man in Panik ist. Später habe ich es mir dann überlegt und bin zu dem Entschluß gekommen, daß Jorge doch kein richtiger Schutz ist, auch wenn er ausgebildeter Einzelkämpfer…« Er winkte ab. »Den Rest

kennen Sie selbst. Ich habe mich an Ihren Chef gewandt, ihn mehrmals angerufen und ihn gebeten, mir zu helfen.«

»Sie wissen aber gut Bescheid.«

»Klar, Suko, das kann ich Ihnen sagen. Ich habe mich mit dem Geisterreich beschäftigt, und ich weiß auch, daß die Schattenfrau aus dem Geisterreich gekommen ist. Sie ist ein Geist, einer, der keine Ruhe findet, aber ich weiß nicht, wessen Geist sie ist. Denn Geister haben doch mal Körper gehabt, denke ich. Damals, als sie noch lebten und normale Menschen waren. Oder haben Sie da eine andere Meinung, meine Herren?«

»Im Prinzip haben Sie recht«, gab ich zu. »Geister sind eben etwas Besonderes.«

»Das denke ich auch. Zudem müssen sie ja irgendwo herstammen. Die kommen doch nicht einfach aus der Luft.«

»Wenn, dann aus dem Jenseits.«

»Hören Sie auf, Suko, so etwas regt mich noch mehr auf. Ich stehe unter einem wahnsinnigen Streß. Können Sie sich eigentlich vorstellen, wie man sich fühlt, wenn man weiß, daß man den nächsten Morgen nicht mehr erlebt?«

»Wir haben auch schon einige Drohungen erhalten, die in diese Richtung zielen«, sagte Suko.

»Eben, dann…«

»Aber wir haben sie überstanden.«

»Ja, Sie. Sie sind auch Experten, aber ich bin mit den Dingen nicht verwachsen.«

Suko hob die Schultern. »Da stellt sich natürlich eine Frage, Mr. Frogg. Können Sie sich erklären, weshalb diese Schattenfrau gerade Sie ausgesucht hat?«

»Nein!«

Die Antwort war uns zu schnell gekommen. »Sie glauben an einen Zufall? An eine willkürliche oder motivlose Wahl, die gerade auf Sie gefallen ist?«

»Daran glaube ich.«

»Aber wir nicht«, sagte ich.

»Wieso?« Sein Kopf ruckte zu mir herum. Die Augen erschienen mir noch größer, und der Ausdruck der Panik hatte sich in ihnen verdichtet.

»Weil auch in diesen anderen Ebenen oder Dimensionen nichts ohne Motiv geschieht. Ich könnte mir vorstellen, daß man Sie nicht grundlos ausgesucht hat. Auch wenn es Ihnen noch so schwerfällt, diesen Dingen zuzustimmen.«

»Ich?« flüsterte er.

»Ja, Sie, Mr. Frogg. Sie müßten doch ein Motiv gehabt haben, denke ich mir.«

»Nicht ich, sondern sie, wenn ich Ihre Meinung unterstützen soll.«
»Haben Sie in früherer Zeit etwas getan, was zu einem Motiv hätte weiden können?« wollte ich wissen.
»Ich kann mich nicht erinnern.«
»Auch nicht, wenn Sie genau nachdenken?«
Er senkte den Kopf. »Das müßte ich wissen.«
Ohne daß Frogg es sah, warfen Suko und ich uns einen bezeichnenden Blick zu. Mein Freund glaubte ebensowenig wie ich, daß uns der Mann die absolute Wahrheit erzählte. Da mußte etwas geschehen sein. Er drückte sich davor, mit der Sprache herauszurücken. Wahrscheinlich wollte er nicht an irgendwelche Jugendsünden erinnert werden.
»Können Sie die Erscheinung denn beschreiben?« fragte Suko.
Frogg schaute wieder hoch. »Das weiß ich nicht so recht. Ich habe sie immer nur kurz gesehen, auch wenn sie mich besucht und mein Ende angekündigt hat.«
»Aber Sie müssen diese Person oder diese Erscheinung doch in Erinnerung behalten haben, denke ich.«
»Ja, das schon.«
»Dann beschreiben Sie uns die Frau.«
Er suchte nach Worten und sagte schließlich: »Nun ja, sie war ein Geist, sie war durchscheinend, also nicht stofflich. So sieht die Sache eben aus.«
»Mehr wissen Sie nicht?«
»Ich war eben zu überrascht. Aber ich habe so etwas wie eine Kälte gespürt, die mich traf. Das war ein Eishauch gewesen, und er hat mich auch aus dem Schlaf gerissen. Ich wurde wach und sah die Person dicht an meinem Bett stehen. Wie ein Racheengel.«
»Und sie hat mit Ihnen gesprochen?«
»Nicht direkte, Inspektor.« Frogg deutete gegen seine breite Stirn. »Ich hörte sie in meinem Kopf.«
»Gut, Sie haben sie also gesehen.«
»Klar.«
»Und das im Dunkeln?«
»Richtig.«
»Dann kann sie nicht so finster gewesen sein - oder? Sie ist sicherlich als Schemen dahergekommen, als ein heller Streifen oder vielleicht doch nicht?«
»Anders«, flüsterte Frogg.
»Erzählen Sie.«
Diesmal wischte er nicht nur sein Gesicht, sondern auch seine Hände trocken. »Sie war schon düster«, gab er zu. »Nicht hell oder wie ein Nebelstreif. Die Schattenfrau war dunkel wie ein Schatten, dabei nicht direkt schwarz, sondern mehr grau. Und sie hatte so etwas wie ein

Gesicht. Das konnte ich sehen, obwohl sie ein dunkles Kopftuch oder einen Schleier trug. Er hing lang nach unten, doch er löste sich auf, bevor er noch den Boden erreichen konnte.«

»Ein Gesicht?« fragte Suko verwundert. »Wie sah es aus?«

»Blaß.«

»Das reicht nicht.«

»Es war bleich«, wiederholte Frogg, »aber ich weiß nicht, ob es das Gesicht eines Geistes gewesen ist. Diese Schattenfrau hatte Augen, einen Mund, eine Nase. So jedenfalls habe ich sie erlebt. Und ich sah unter den Augen sogar kleine, blutige Wunden an beiden Wangen. Aber das kann ich mir auch eingebildet haben. Auf mich wirkte sie beinahe wie eine Spanierin in dunkler Tracht - oder aber wie eine Nonne. Ich spürte eine zu große Angst, um sie mir genauer anschauen zu können. Außerdem löste sie sich sehr schnell auf und war wieder weg.«

»Nachdem sie Ihnen das Todesversprechen gegeben hatte?«

»So ist es, Mr. Sinclair.«

Ich lobte Frogg, indem ich sagte: »Sie haben die Schattenfrau schon sehr gut beobachtet, Kompliment mein Lieber. Man kann sie wiedererkennen, wenn man ihr begegnet. Damit ist allerdings noch nicht die Frage geklärt, warum die Person gerade Sie ausgesucht hat. Warum Sie, Mr. Frogg?« Ich wies in das Lokal hinein. »Warum keinen der anderen Besucher hier? Das muß einen Grund haben.«

»Das weiß ich nicht«, sagte er. »Sollen wir Ihnen das wirklich glauben?«

»Warum nicht?«

»Weil wir den Eindruck haben, daß Sie uns etwas verschweigen, Mr. Frogg. Ich will das Wort lügen nicht gebrauchen, aber wir haben vorhin über ein Motiv geredet. Und daß Sie diese Erscheinung erlebt haben, dafür muß es einfach ein Motiv geben.«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Denken Sie nach, Mr. Frogg. Es muß etwas geben, das man als ein Motiv ansehen kann. Diese Erscheinung ist nicht grundlos zu Ihnen gekommen. Sie haben Sie uns doch auch beschrieben. Sogar sehr plastisch. Da müßten Sie sich möglicherweise an Begegnungen erinnern…«

Er sprang plötzlich auf. »Verdammt, was wollen Sie mir hier einreden?« rief er erregt. »Sind Sie hier erschienen, um mich zu verdächtigen, oder wollen Sie diese Erscheinung fangen?«

Er erhielt von uns keine Antwort. Wir warteten ab, bis er sich gefangen und auch hingesetzt hatte. Dabei atmete er schwer, ein Mann, der grübelte und auch in unsere wenig freundlichen Gesichter schaute.

Der Betrieb im Lokal lief normal weiter. Es war inzwischen sogar

ziemlich voll geworden und auf den drei Tanzflächen drehten sich die unterschiedlich alten Paare nach den Melodien eines langsamen Walzers. Auch die jüngeren waren froh, beim Tanzen wieder Kontakt zu haben und nicht allein auf der Stelle hüpfen zu müssen.

»Haben Sie sich zu einer Aussage entschlossen?« fragte ich Frogg.

Er hob die Schultern. »Ich wüßte nicht, was ich Ihnen noch sagen sollte.«

»Dann wird unsere Zusammenarbeit wohl nicht so gut sein«, erklärte ich ihm.

»Was wollen Sie denn von mir? Die Schattenfrau ist wichtig.«

»Ja, das wissen wir, aber…«

»John!«

Es war der Ruf meines Freundes. Ich war alarmiert. Wenn er meinen Namen so aussprach, war etwas im Busch. Ich kümmerte mich nicht mehr um Frogg, sondern schaute dorthin, wo auch mein Freund hinblickte, der sich dabei halb von seinem Stuhl erhoben hatte und sich an der Rückenlehne noch abstemmte.

Drei Tanzflächen gab es. Zwei lagen von unserem Platz aus weiter entfernt, aber die größte konnten wir mit wenigen Schritten erreichen.

Auf ihr bewegten sich auch die meisten Menschen, und sie wurde von vier verschiedenen Strahlerbatterien beleuchtet.

In jeder Luft befindet sich Staub. Wenn scharf gebündelte Lichtstrahlen die Dunkelheit durchbrachen, da tanzten dann die unzähligen Körner in diesen hellen Lanzen.

Hier war es nicht anders.

Aber wir sahen noch mehr.

Zwischen den Strahlen - mal besser und mal weniger gut zu sehen bewegte sich eine Gestalt.

Es war die Schattenfrau!

***

Wir taten zunächst nichts. Sekundenlang beobachteten wir die Tanzfläche, ob sich dort etwas veränderte, weil eben diese Erscheinung aufgetaucht war.

Da passierte nichts. Die Leute tanzten weiter. Sie nahmen das feinstoffliche Wesen nicht zur Kenntnis. Vielleicht war es ihnen auch nicht möglich, jedenfalls tanzten sie weiter, und die Schattenfrau bewegte sich zwischen diesen Menschen, als wären diese überhaupt nicht vorhanden.

Nicht nur von Suko und mir wir die Toten- oder Geisterfrau gesehen wenden, auch Frogg hatte sie entdeckt. Ki sali ebenfalls nicht mehr auf seinem Platz. Ich hatte aus den Augenwinkeln mitbekommen, wie er aufgestanden war, deshalb schaute ich ihm jetzt zu.

Seine Reaktion war typisch.

Er sah geschockt aus. Der Mund stand offen, als hätte er noch etwas sagen wollen, sich dann aber nicht mehr getraut. Er atmete durch die Nase und durch den Mund, und jedes Ausatmen hörte sich an wie ein tiefes Stöhnen. Seine Augen bewegten sich überhaupt nicht. Er machte seinem Namen in diesen endlos langen Sekunden um so mehr Ehre.

Allerdings zitterten seine Finger stark. Ein Glas hätte er damit nicht halten können.

Suko behielt die Tanzfläche im Auge, während ich mich um Mr. Frogg kümmerte. »Sie werden nichts tun, verstanden? Sie werden einfach nur hier stehen bleiben und…«

»Ja, aber…«

»Bleiben Sie hier!«

Er nickte.

Ich drückte ihn auch wieder auf seinen Stuhl zurück, was ganz einfach war, denn er klappte zusammen wie das berühmte Taschenmesser.

Leicht stöhnend blieb er hocken, die Hand auf die Brust gepreßt, dort, wo auch das Herz schlug.

Ein Arzt hätte sicherlich bei ihm einen hohen Bluthochdruck diagnostiziert, aber das war mir egal. Ich wollte nur nicht, daß er einen Fehler beging und eingriff, denn das oblag allein Suko und mir.

Mein Freund hatte bereits seinen Stuhl zur Seite geschoben, um sich in Bewegung zu setzen. Bevor er ging, warf er einen Blick zurück auf mich und sah, daß ich dabei war, die Kette mit dem Kreuz über den Kopf zu streifen.

Die Schattenfrau war wirklich keine Einbildung gewesen. Ich war gespannt darauf, wie dieses feinstoffliche Gebilde auf den Anblick des Kreuzes reagierte, ob sie es überhaupt wahrnahm.

Um uns und auch um andere Gäste an den Tischen kümmerte sich die Schattenfrau nicht. Sie geisterte weiterhin über die Tanzfläche hinweg, und es sah beileibe nicht so aus, als glitte sie nur durch die Lücken zwischen den Paaren. Sie verschmolz sogar mit ihnen, wehte auch durch sie hindurch, ohne daß es von den Tänzern wahrgenommen wurde. Nicht eine Frau oder ein Mann schraken zusammen. Das war wirklich seltsam. Ich überlegte bereits, ob diese Erscheinung nur für uns sichtbar war und womöglich für die anderen Gäste hier nicht.

Wir gingen nicht schnell. Ich hatte auch mein Kreuz in die rechte Jackettasche gesteckt, wo es einen sicheren Platz gefunden hatte und ich es rasch wieder hervorziehen konnte.

Die Sessel und Tische nahmen relativ viel Platz ein, und so mußten wir manches Möbelstück zur Seite schieben, um uns der Tanzfläche nähern zu können.

Das Ziel ließen wir nicht aus den Augen, und wir waren auch froh,

daß sich die Erscheinung nicht zurückzog. Sie schien sich auf der Tanzfläche und zwischen den Menschen pudelwohl zu fühlen, und sie tat ihnen auch nichts.

Es lief gut.

Ich hatte Suko mittlerweile erreicht und ging direkt neben ihm her. »Wir können nur hoffen, daß sie auch lange genug bleibt«, sagte ich.

»Du willst sie testen?«

»Sicher.«

»Warum reagieren die Tänzer nicht?«

»Frag mich was Leichteres.«

Wir mußten nur noch an zwei Tischen vorbeigehen, um die Tanzfläche zu erreichen. Einer war in das weiche Licht einer Wandleuchte getaucht.

Ein Paar saß dort zusammen, hielt sich an den Händen und hatte die Welt um sich herum total vergessen. Sie lächelten sich gegenseitig an, und ihre Gesichter wirkten dabei wie eingefroren.

Wir legten auch die restlichen Schritte zurück und blieben für einen Moment an der Tanzfläche stehen.

Wir fielen auf.

Zwei Männer ohne Partnerin, die sich nicht dazu entscheiden konnten, ob sie nun tanzen wollten oder nicht, waren schon etwas Besonderes.

Zwar gab es Lokale, in denen Männer mit Männern tanzten, aber dieses hier gehörte nicht dazu.

Man sprach uns nicht an, aber die spöttischen Blicke sagten mehr als Worte. Durch sie ließen wir uns nicht beirren, suchten eine Lücke, um keinen Tänzer beim Betreten der Fläche aus dem Rhythmus zu bringen, aber Suko ließ mich allein gehen. Er hatte sich sehr schnell zurückgezogen und schlug einen Bogen. Keine schlechte Idee, die Tanzfläche von der anderen Seite her entern zu wollen.

Ich konzentrierte mich auf die Erscheinung.

Sie war noch da.

Und sie hielt sich in der Mitte auf. Dort stand sie wie eine einsame Tänzerin, die der Musik lauschte. Erst nach einer gewissen Zeit fing sie damit an, sich zu bewegen, und keines der Paare störte sie. Das wunderte mich, denn die Leute tanzten allesamt um diesen bestimmten Mittelkreis herum, als fürchteten sie sich vor dieser einen bestimmten Stelle.

Ich drückte mich an den Paaren vorbei. Natürlich stieß ich ab und zu gegen Rücken und Arme, entschuldigte mich murmelnd, aber ich hielt die Schattenfrau unter Kontrolle.

Gegenüber sah ich Suko. Auch er hatte seine Schwierigkeiten, ans Ziel zu gelangen und die Paare so wenig wie möglich zu stören. Aber er schaffte es ebenso wie ich.

Meine rechte Hand steckte in der Jackentasche. Die Finger umklammerten das Kreuz. Ich hatte es noch nicht hervorgeholt, weil ich mir die unheimliche Tänzerin zunächst aus unmittelbarer Nähe genau anschauen wollte, und ich erinnerte mich wieder an die Beschreibung, die uns Frogg gegeben hatte.

Der Name Schattenfrau traf exakt zu, denn dieses Wesen war tatsächlich düster wie ein grauer, aschiger Schatten. Eine Kleidung oder ein Gesicht erkannte ich nicht. Sie blieb feinstofflich, vom Kopf bis zu den Füßen. Allerdings fiel auch mir die schon ungewöhnliche Kopfform auf, denn der Kopf lief etwas spitz zu, als würde sie eine Mütze tragen.

Ich suchte nach einem Gesicht, nach irgendwelchen Zügen, die sich dunkler abzeichneten oder auch heller als das übrige.

Da war nichts zu sehen.

Diese unheimliche Geisterfrau blieb gleich. Sie war wirklich nur ein Umriß. In seinem Innern kaum ausgefüllt. Durchscheinend, so daß ich Suko auf der gegenüberliegenden Seite sah.

Die Erscheinung nahm keinen von uns zur Kenntnis. Sie bewegte sich nach Melodien, die nur sie hörte, und sie hatte auch nicht die Arme erhoben wie eine Bauchtänzerin.

Es entstand kein Geräusch. Sie huschte über den stofflichen Boden hinweg, und auch jetzt gerieten keine weiteren Tänzer in ihren unmittelbaren Bannkreis.

Ich aber wollte hinein.

Die Hand zog ich aus der Tasche. Allerdings verbarg meine Faust den größten Teil des Kreuzes, und ich merkte auch nicht, daß sich das Metall erwärmt hatte.

Dann tat ich den nächsten Schritt.

Genau in dem Augenblick, als mein Fuß wieder Kontakt mit dem Boden bekam, spürte ich die Kälte. Es war das gleiche Gefühl oder die gleiche Berührung, die ich schon von meinem Sitzplatz her kannte. Es bildete sich ein Schauer, und gleichzeitig kam mir dieser Kälterand vor wie ein mächtiges Hindernis.

Ich konnte mir vorstellen, daß die Menschen ihn mieden, aber ich wollte es nicht.

Ich ging noch weiter.

Und diesmal hielt ich mein Kreuz offen in der Hand, damit es Kontakt zu der Aura bekam.

Ein Zucken bewegte sich durch meine Hand, als wollte mir das Kreuz von allein davonfliegen. Ich hatte das Hindernis überwunden, und die Erscheinung erstarrte mitten in der Bewegung.

Während ich noch das Kreuz nach vorn drückte und auch Suko hinter der Geisterfrau sah, setzte ihre Verwandlung ein.

Damit hatte ich nicht gerechnet!

***

Urplötzlich war das feinstoffliche Wesen verschwunden. Allerdings nicht für immer, denn für einen kaum meßbaren Augenblick sah ich die tatsächliche Gestalt dieser Totenfrau. Das heißt, ich sah sie so, wie sie in ihrem Leben und Wirken ausgesehen hatte, und wieder mußte ich Frogg zustimmen.

Das Gesicht starrte mich an. Ein glattes, ebenes Gesicht, umgeben von einem dunklen Schleier oder Kopftuch. Ebenso dunkel wie das übrige Kleid. Hochgeschlossen am Hals. Bis zu seinem Ende hin wies es nicht eine Lücke auf, und der Saum schwang über dem Boden oder über die nicht sichtbaren Füße hinweg.

Auf den Wangen klebte das Blut.

Rechts und links sowie unter den Augen war das Fleisch aufgerissen.

Die kleinen Wunden hatten das Blut ausgespien, das sich aber nur an zwei bestimmten Plätzen hielt und nicht weiter nach unten gelaufen war.

Die Farbe der Augen war nicht zu sehen. Blaß, vielleicht waren sie blau oder grau.

Bevor ich noch etwas unternehmen konnte, verzerrte sich ihr Gesicht.

Sie starrte mich noch einmal mit einem bösen, schon haßerfüllten und auch wissenden Ausdruck an, bevor sie von einem Moment zum anderen verschwand.

Auch die Kälte war weg, und ich kam mir ziemlich deplaziert vor, denn ich hielt noch mein Kreuz in der Hand, und das paßte nicht in diese Umgebung hinein.

Plötzlich gab es auch keine Lücke mehr. Die freie Fläche wurde von den Tänzern genutzt. Es sah für mich jetzt so aus, als hätte jemand eine Mauer eingerissen, und ich war auf dieser Tanzfläche ein Störenfried, wie man mir auch deutlich genug zu verstehen gab.

Man rempelte mich nicht unbewußt an, aber diese Berührungen zeigten mir, wie unerwünscht ich war. So sah ich zu, so rasch wie möglich zu verschwinden, um die anderen nicht zu stören. Außerhalb der Tanzfläche atmete ich durch. Dann sah ich Suko, der auf mich zukam, und ich wunderte mich über seinen etwas verstörten Gesichtsausdruck.

***

Da war es wieder!

Das verdammte Messer in der Brust. Frogg spürte die Klinge, die nicht existent war, die er sich nur einbildete, die ihn aber getroffen hatte und tief in ihn eingedrungen war. Er kannte den Schmerz, denn er hatte ihn in der letzten Zeit schon des öfteren aushalten müssen. Es war dieses böse Gefühl, wenn das Herz von mehreren Seiten attackiert

wurde und er sich plötzlich nicht mehr fühlte wie ein normaler Mensch, sondern wie jemand, der krank war.

Es war die Angst!

Hinzu kam das »Versprechen«, das man ihm gegeben hatte. Er würde den nächsten Morgen nicht erleben. Er würde sterben, noch in dieser Nacht, und deshalb hatte er sich die Hilfe der beiden Yard-Männer geholt.

Frogg stand noch immer. Er hatte es in der sitzenden Position einfach nicht ausgehalten. Außerdem lag dieser Platz ein wenig erhöht. Von hier aus hatte er einen guten Überblick und konnte die Tanzfläche unter Kontrolle halten.

Im ersten Augenblick war er überrascht, weil er John Sinclair nicht mehr zu Gesicht bekam. Er mußte sich zwischen den tanzenden Paaren befinden, aber die Menschen blieben nicht nur auf einer Stelle stehen.

Sie bewegten sich, und so entstanden immer wieder Lücken, durch die der Besitzer schauen konnte.

Er sah die Erscheinung, er sah auch Sinclair, aber sein Augenmerk galt einzig und allein der Schattenfrau, die sich dort zeigte und komischerweise von den übrigen Paaren nicht wahrgenommen wurde.

Die Tänzer bewegten sich völlig normal. Es gab keine Störung. Sie tanzten, aber sie tanzten um diese Geisterfrau herum.

Frogg schüttelten den Kopf. Er hatte sich wieder etwas beruhigt, auch deshalb, weil sich John Sinclair jetzt auf der Tanzfläche befand und sich sein Partner und Kollege ebenfalls in der Nähe aufhielt, ihm gegenüber.

Froggs Lippen waren trocken geworden. Er leckte sich darüber. Die Zunge sah breit aus, der Speichel klebte dick und sichtbar daran, und er spürte das Zittern.

Diesmal nicht nur äußerlich, auch in seinem Innern. Das Herz schlug viel schneller als sonst. Er setzte seine Hoffnungen in die beiden Männer.

Sie kannten sich aus, und plötzlich war er froh, daß sich die Schattenfrau schon so früh gezeigt hatte, denn die Ungewißheit über weitere Stunden hindurch hätte er nicht ausgehalten.

Er dachte auch daran, später in sein Büro zu gehen, um die Aufzeichnungen zu verstecken. Das war nur ein kurzer Gedanke, denn die Aufmerksamkeit wurde wieder voll und ganz in Anspruch genommen, weil Sinclair vorging.

Frogg zwinkerte, weil er unbedingt erkennen wollte, was der Mann in der Hand hielt. Es war etwas Silbriges, Helles, auf dem sich das Licht als Reflex niederschlug.

Dann war alles vorbei!

Mit offenem Mund starrte Frogg auf die Tanzfläche und dachte

darüber nach, was er erlebt hatte. Das konnte und durfte einfach nicht wahr sein, das war unmöglich gewesen, denn er hatte so etwas wie eine Verwandlung mitbekommen, die ihm persönlich nicht fremd sein durfte, da er diese Gestalt auch in der Nacht an seinem Bett als traumatisches Erlebnis durchlitten hatte.

Und nun?

Sie war weg!

Er sah die Totenfrau nicht mehr und auch nicht die zweite Gestalt, in die sich die spukhafte Erscheinung verwandelt hatte. Nur Sinclair bekam er noch zu Gesicht, dann aber schoben sich die anderen Tänzer zwischen ihn und Frogg.

Der Mann bekam weiche Knie. Er fühlte sich so naß wie jemand, der soeben aus der Badewanne geklettert war. Nur klebte an seinem Körper kein Wasser, sondern Schweiß.

Frogg kämpfte mit der Luft. Schwer wie ein Stück Holz fiel er wieder auf den Stuhl zurück, federte noch nach, dann schnappte er nach seinem Glas, in dem noch Bier schwamm, setzte es an und leerte es in einem langen Zug.

Jetzt ging es ihm etwas besser. Die Kehle war nicht mehr so trocken.

Dafür mußte er heftiger nach Luft schnappen als normal. Es ging ihm nicht gut. Der Kragen war ihm einfach zu eng geworden. Zusätzlich wurde der noch von einer hellen Fliege zugeschnürt, und so konnte er nicht anders, als das Ding wegreißen und auch die beiden oberen Knöpfe des Hemdes zu öffnen. So hart und hastig, daß die Knöpfe absprangen und das leere Bierglas zum Klirren brachten.

Frogg breitete Arme und Beine aus. Jetzt hockte er tatsächlich wie ein großer Frosch in seinem Sessel, stierte vor sich hin und konzentrierte sich auf seinen Herzschlag, der sich noch nicht beruhigt hatte. Bei jedem Schlagen spürte er das verdammte Ziehen wie einen bösen Messerstich.

Er bekam Angst und fürchtete sich davor, daß seine beiden Helfer es nicht geschafft hatten. Woher diese Furcht kam, wußte er nicht, sie steckte einfach in ihm, und er fand leider nicht die Kraft, dagegen anzukämpfen.

Er wollte auf Sinclair und Suko warten. Sie konnten ihm einiges erklären und ihn sicherlich auch beruhigen. Wenn die beiden das tatsächlich geschafft hatten, dann waren sie…

Seine Gedanken brachen ab. Er hatte etwas gespürt, was eigentlich nicht hierher paßte.

Frogg riß die Augen weit auf, denn diese plötzliche Kälte war von vorn gegen sein Gesicht gedrungen.

Und da stand die Schattenfrau!

***

Der Mann wollte schreien. Er wollte all seine Kraft in diesen Schrei nach Hilfe legen, um alle Menschen im Lokal aufmerksam zu machen, aber es passierte nichts mit ihm.

Sein Mund stand zwar offen, aber der Schrei hing ihm in der Kehle fest und kam nicht über seine Lippen. Was blieb, war ein leises Röcheln, aber das alarmierte niemanden mehr.

Die Geisterfrau war nicht existent. Sie war feinstofflich. Sie blieb eine Erscheinung, aber sie strahlte eine Kälte ab, wie sie der Mann noch nie zuvor erlebt hatte. Diese Kälte drang nicht von draußen, sie war nicht als normal und winterlich zu bezeichnen, denn sie wehte aus einer anderen Welt auf ihn zu. Instinktiv, aber ohne weiter darüber nachzudenken, erfaßte er den Grund. Eine Kälte, die direkt aus dem Reich der Toten in die Welt der Lebenden strömte.

Die Angst kehrte zurück!

Diesmal noch böser und härter als zuvor. Sie war eine Folter. Sie peinigte ihn. Sie drang in seinen Körper hinein, und sie machte ihm unheimlich zu schaffen.

Da war nicht nur das eine Messer, das sich in seinen Körper gebohrt und einen Kreis um sein Herz gezogen hatte, jetzt fühlte er sich von allen Seiten bedroht, denn die Spitzen erreichten auch seine Lungenflügel und nahmen ihm den Atem.

Seine Angst wuchs zur Panik. Die Arme lagen auf den Sessellehnen.

Nur nicht mehr ruhig. Das Zittern war zu einem regelrechten Schüttelfrost geworden, der ihn peinigte und dafür sorgte, daß Arme und Hände in die Höhe schnellten, dann wieder zurückfielen, abermals hochkamen und auf den Stoff der Lehne schlugen.

Die Furcht ließ ihn fast wahnsinnig werden, und er mußte mit ansehen, wie sich ihm die Geisterfrau näherte. So nahe herankam wie in den Nächten am Bett, so daß sie es schaffte, abermals mit ihm Kontakt aufzunehmen.

Er »hörte« ihre Stimme. Sie tanzte durch seinen Kopf. Sie war so klar, daß er jedes Wort verstand und es niemals vergessen würde.

»Ich habe dir ein Versprechen gegeben. Und ich bin gekommen, um dieses Versprechen zu halten. Der Tod ist da. Dein Ende, du verdammter Hundesohn…«

Nein, nein, laß uns reden. Laß uns darüber reden. Es waren keine Worte, nur Gedanken, die ihn durchströmten. Der Mann war nicht in der Lage, sie in Worte zu fassen und sie auszusprechen.

Die Totenfrau schüttelte den Kopf.

Obgleich sie feinstofflich war, glaubte Frogg daran, sie grinsen zu sehen.

Dann fiel sie über ihn.

Der Mann erlebte die Hölle. Eine Hölle aus furchtbaren Schmerzen, die nur Sekunden dauerten. In dieser Zeitspanne aber glaubte er, daß

sein Herz in zwei Teile gerissen wurde.
Einen derartigen Schmerz hatte er noch nie erlebt. Er konnte ihn nicht beschreiben. Er zuckte auf dem Sessel hin und her, seine Hacken rammten gegen den Boden, und dann wehte die Dunkelheit auf ihn zu wie ein gewaltiges Tuch.
Sie verschluckte alles.
Der Schmerz hörte auf.
Jedes Gefühl war gestoppt, denn im Sessel hing ein Toter…

***

»Was ist?« fragte ich Suko, noch immer überrascht wegen seines Gesichtsausdrucks.
Er hob die Schultern. »Was soll sein? frage ich mal blöd zurück.«
»Moment mal. Du siehst doch so aus, als verstündest du die Welt nicht mehr.«
Mein Freund grinste schief. »So ähnlich komme ich mir auch vor, denn ich weiß nicht, ob das, was ich auf der Tanzfläche gesehen habe, Realität gewesen ist.«
»Wie sah diese denn deiner Meinung nach aus?«
Suko wollte noch nicht sprechen. Wir standen zu nah an der Tanzfläche und behinderten auch die Paare. Deshalb zogen wir uns in Richtung Bar zurück, ohne allerdings an sie heranzugehen. Wir blieben dort stehen, wo es schattiger war und das Licht der Scheinwerfer an uns vorbeiglitt.
»Ich höre.«
»Gut, John. Ich habe diese Erscheinung gesehen. Ich habe auch dich erkannt, denn ich konnte durch die feinstoffliche Geisterfrau hindurchblicken.«
»Das ist okay.«
»Dann bist du vorgegangen.« Ich nickte.
Plötzlich lachte mich Suko an. »Was danach passiert ist, das mußt du mir erklären.«
»Hast du es nicht gesehen?«
»Nein. Würde ich dich sonst fragen?«
»Was hast du überhaupt gesehen?«
»Nichts. Oder nicht viel. Diese Erscheinung verschwand plötzlich, als wäre sie explodiert. Auf einmal war die Geisterfrau nicht mehr da. Ist das korrekt, John?«
»Das stimmt. Aber ich wundere mich, daß du ihre Verwandlung nicht mitbekommen hast.«
»Wie bitte?« flüsterte er. »Ihre Verwandlung? Welche Verwandlung denn, zum Teufel?«
Ich erklärte er ihm, und mein Freund hörte noch immer staunend zu, denn so etwas konnte er sich kaum vorstellen, besonders deshalb

nicht, weil er nichts gesehen hatte.

»O verflixt!« stöhnte er und faßte sich an den Kopf. »Da habe ich wohl einen Blackout gehabt.«

»Nicht unbedingt, denn ich glaube fest daran, daß auch die anderen Gäste nichts davon bemerkt haben. Nur ich konnte sie sehen, und ich sah sie so, wie sie in Wirklichkeit ist - wie Frogg sie uns beschrieben hat. Dunkel gekleidet, mit einer Kapuze oder Mantilla auf dem Kopf. Ein menschliches Gesicht, dessen Wangen allerdings durch blutige Wunden entstellt waren. So hat sie möglicherweise ausgesehen, als sie noch am Leben war.«

»Aber jetzt ist sie tot.«

»Wie auch immer.«

Suko wies mit dem Zeigefinger auf mich. »Und sie schafft es, in zwei Existenzen weiterzuleben.«

»Danach sieht es aus.«

»Aber du hast sie trotzdem nicht halten können. Da hat auch dein Kreuz nichts gebracht.«

»Das muß ich leider zugeben.« Ich hob die Schultern. »Etwas Positives haben wir trotzdem. Wir wissen jetzt, daß es die Totenfrau gibt, und zwar in zwei verschiedenen Zustandsformen. Das ist immerhin etwas. Außerdem werden wir Frogg auf den Zahn fühlen, denn der weiß mit Sicherheit mehr, als er zugeben will.«

Suko stimmte mir zu und sagte noch: »Ja, aber ich wundere mich darüber, daß er zuvor nicht den Mund aufgemacht hat. Waren wir nicht vertrauenswürdig genug?«

»Keine Ahnung. Es kann durchaus sein, daß gewisse Dinge, hätte er sie zugegeben, an seinem Image gekratzt hätten. Das wollte er sich eben nicht leisten.«

»Frogg, der Frosch«, murmelte Suko. »Wenn du mich fragst, ist er schon eine komische Type.«

»Kann ich nur unterstreichen.«

Es brauchte nicht viel, wenn wir uns Gedanken über Dinge machten, die es zwar geben mochte, für die wir allerdings noch keine Beweise auf den Tisch legen konnten. Dieses Erscheinen der Geisterfrau konnte seine Gründe durchaus in Froggs Vergangenheit haben. Darüber würden wir ihn schon befragen.

Um ihn sehen zu können, mußte ich mich auf die Zehenspitzen stellen.

Ich wunderte mich schon, daß er auch weiterhin auf seinem Sessel hockte und uns nicht entgegenkam, um etwas zu erfahren.

Wahrscheinlich war er so sehr mitgenommen von diesen nervenaufreibenden Vorgängen.

In dem Lokal lief der Betrieb normal! Die Mädchen servierten, die Gäste tranken, tanzten und unterhielten sich, als wäre der Spuk an

ihnen vorbeigelaufen.

Da hakte es bei mir ein.

Tatsächlich waren die unheimlichen Vorgänge von den normalen Gästen nicht registriert worden. Es hatte eine Lücke auf der Tanzfläche gegeben, und die Paare hatten sie akzeptiert. Sie waren um dieses Loch herumgetanzt. Die Erscheinung hatte es demnach nur auf wenige Personen abgesehen, zu denen auch wir uns zählen mußten.

Der Weg zu unseren Plätzen war nicht weit. Wir ließen uns trotzdem genügend Zeit und wunderten uns dabei, daß Frogg noch immer auf seinem Sessel blieb.

Das war nicht normal, denn Frogg hätte eigentlich neugieriger sein müssen.

Er war es nicht.

Wir näherten uns ihm von der Seite. Da auch die Rückenlehnen seitlich in der Höhe etwas vorstanden, war von ihm nicht viel zu erkennen, nur die Beine, die starr und ausgestreckt von der Sitzfläche wegragten, als sollten sie als Stütze benutzt werden.

In meinem Kopf schlugen plötzlich die Alarmglocken an. Es schrillte und prasselte, und durch meine Adern jagte der Adrenalinschub. Ich ging schneller, dann lief ich sogar, Suko im Schlepptau, der links von Frogg stehenblieb. Ich hielt rechts von ihm an.

Wir starrten auf die bewegungslose Gestalt, und wir hatten schon zu viele Tote gesehen, um genau zu wissen, was mit dem Besitzer des Lokals passiert war.

Er lebte nicht mehr!

***

Eine Stunde später kamen wir uns beide wie durch die Mangel gedreht vor. Was aber nicht an irgendwelchen Auseinandersetzungen lag, sondern einzig und allein daran, keine Panik auszulösen. Wir hatten es geschafft, daß die Gäste die Disco einigermaßen gesittet verließen, und wir hatten ihnen auch nicht den genauen Grund mitgeteilt, sondern sie mit einer schwammigen Ausrede mehr oder weniger abgespeist.

Andere Menschen waren statt dessen eingetroffen. Unter ihnen befanden sich ein Arzt und auch die Spezialisten der Mordkommission.

Sie hatten nicht viel zu tun, und ich hatte sie sicherheitshalber dazugeholt, falls der Arzt eine andere Todesursache feststellte, als wir angenommen hatten.

Der Mann war blau gewesen. Er hatte ausgesehen, als wäre er erstickt.

Seine Lippen hatten bläulich geschimmert, so daß die Diagnose Herzschlag für uns eigentlich feststand. Die Probleme waren damit

nicht vom Tisch. So schnell starb man auch nicht an einem Herzschlag. Okay, das mochte es geben, aber ich glaubte in diesem Fall nicht daran. Meiner Ansicht nach mußte irgend etwas dazu geführt haben, daß Frogg gestorben war, daß sein Herz nicht mehr mitspielte. Aber was?

Wir machten uns beide Vorwürfe, ihn allein gelassen zu haben. Suko mehr als ich, da er auf der Tanzfläche nichts erreicht hatte. Da hätte er auch am Tisch bei Frogg bleiben können.

Wir hatten uns abseits hingesetzt. Obwohl ich im Dienst war, trank ich ein Bier und hatte auch einen Gin zu mir genommen. Beide waren wir in Gedanken versunken und wenig glücklich. Das änderte sich auch nicht, als der Arzt auf uns zukam. Seinem Gesicht war anzusehen, daß er ein Ergebnis hatte.

»Nun?« fragte Suko.

Der Mann holte sich einen Sessel heran, nahm Platz, strich über sein blondes Stoppelhaar und nickte uns zu. »Sie haben ja eine bestimmte Theorie vertreten, meine Herren, und ich muß Ihnen sagen, daß Sie damit nicht falsch gelegen haben.«

»Also Herzschlag?«

»Ja, Mr. Sinclair.«

Ich atmete tief ein und wieder aus, als wollte ich meine Lungenfunktion prüfen. »Das macht mich zwar nicht froher, aber es bringt uns auch nicht weiter.«

»Wie meinen Sie das?« Der Arzt sah meine Bierflasche, nahm sie und trank einen Schluck.

»Wir suchen natürlich nach den Gründen für dieses plötzliche Herzversagen.«

»Dann viel Spaß.«

»Wieso?«

»Ganz einfach, Mr. Sinclair. Um die Gründe zu finden, müßten Sie über den Gesundheitszustand des Mannes Bescheid wissen. Wie mir scheint, ist das bei Ihnen nicht der Fall.«

»Da kann ich nicht widersprechen.«

»Was wissen Sie überhaupt über ihn?«

Ich hob die Schultern. »Wenig, Doktor, eigentlich zu wenig. Wir haben nie damit gerechnet, daß Mr. Frogg in dieser Nacht sterben würde. Obwohl er…« Ich dachte an das Versprechen, das ihm die Totenfrau gegeben hatte, winkte aber ab und murmelte: »Lassen wir das. Es wird bestimmt nichts bringen.«

»Noch einmal.« Der Arzt schaute uns beide an. »Der Mann ist einwandfrei an einem Herzschlag gestorben. Ich kenne die Gründe nicht, aber polizeilich ist hier nichts mehr zu untersuchen. Die Kollegen der Mordkommission sind falsch. Das habe ich ihnen auch gesagt.«

Sie hatten sich tatsächlich schon wieder zurückgezogen. Nur zwei Helfer standen noch nahe der Leiche. Sie würden den Toten in die »Wanne« legen und ihn dann abtransportieren. Mehr konnten wir für ihn beim besten Willen nicht tun.

Das übrige Personal war noch geblieben. Die Bedienungen standen an der Bar. Sie alle waren geschockt und unterhielten sich nur leise. Auch der Leibwächter stand dort.

Der Arzt erhob sich. »Vielen Dank für das Bier«, sagte er. »Wir sind dann weg.«

»Nehmen Sie die Flasche mit.«

»Danke, ein Schluck reicht. Ich habe noch immer einen komischen Geschmack im Mund, wenn ich eine Leiche sehe.« Er hob die Schultern.

»Ist leider nicht zu ändern. Ich scheine zu sensibel für diesen Job zu sein. Alles Gute noch und viel Erfolg.«

»Gleichfalls«, murmelte ich.

Suko und ich schauten zu, wie der Tote in die »Wanne« gehievt wurde.

Der Deckel wurde zugeklammert, und damit war Frogg erst mal verschwunden. So schnell ging das manchmal, und wir beide hatten wieder einmal das Nachsehen gehabt.

»Für uns geht es weiter«, sagte Suko.

»Nein, das fängt erst richtig an. Man kann von Sir James ja sagen, was man will, aber irgendwie hat er immer den richtigen Riecher. Ich frage mich, wie das möglich ist.«

»Säße er sonst auf dem Posten?«

»Wahrscheinlich nicht.« Ich stemmte die Hände auf die Lehnen, stand aber noch nicht auf. »Ich denke, daß wir uns um das Vorleben des Toten kümmern sollten, denn ich bin nach wie vor davon überzeugt, daß er uns etwas verschwiegen hat. Er muß diese Schattenfrau schon zuvor gekannt haben, wie auch immer.«

»Das finde mal heraus«, meinte Suko. »Du auch.«

»Wer könnte uns da helfen?«

Ich warf einen Blick hinüber zur Bar. Nein, seine Angestellten würden bestimmt nicht Bescheid wissen, uns allerdings interessierten auch die familiären Verhältnisse des Mannes. Darüber konnten sie sicherlich Auskunft geben.

Suko hatte an meiner Haltung mein Vorhaben erkannt. Er stand auf. »Komm, laß uns die Fragen stellen!«

Auch ich erhob mich. Wir gingen hintereinander auf dem direkten Weg zur Bar, wo sich alle versammelt hatten und man uns skeptisch entgegenblickte. Es hatte sich auch herumgesprochen, wer wir waren.

Ob sich jemand vor der Polizei fürchten mußte, wußten wir nicht, aber die Mädchen hier sahen ziemlich normal aus, natürlich ängstlich,

wie auch die beiden Männer.
Einer trug die Verantwortung hinter der Bar. Ein kräftiger Bursche mit großen Augen. Den zweiten Mann kannten wir schon besser. Es war der Leibwächter, der uns vor dem Lokal »zu Hilfe« geeilt war. Er klemmte auf einem mit Plüsch bezogenen Hocker, umklammerte ein Glas mit Whisky und schaute uns ziemlich finster entgegen.
Suko stellte sich direkt neben ihn, damit keine Zweifel aufkamen, daß wir auch etwas von ihm wollten.
Ich aber wandte mich zuerst an die Mädchen und den Mann hinter der Bar. Ich bat sie, darüber nachzudenken, was sie an privatem über ihren Chef wußten. An ihren Gesichtern laß ich, daß es wohl nicht viel sein konnte.
Dann stellte ich mich neben den Leibwächter. Es gefiel ihm nicht, daß Suko und ich ihn so einrahmten, und er wollte uns auch sofort den Wind aus den Segeln nehmen. »Konnte ich denn wissen, daß ihr zur Polizei gehört? Ich dachte, ihr seid normale Gäste und Besucher gewesen. Deshalb wollte ich euch vor diesem Scheiß-Dealer beschützen.«
Ich legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Darum geht es nicht, Mister. Wie heißen Sie?«
»Jorge Caldwell.«
»Gut, Jorge.« Ich stellte auch uns vor. »Wir haben nur einige Fragen an Sie. Nichts Schlimmes.«
»Was sollte ich denn schon wissen?«
»Wie lange machen Sie den Job hier schon?« erkundigte sich Suko.
Jorge drehte sich um, damit er ihn anschauen konnte. »Erst seit zwei Wochen. Ich arbeite für eine Agentur, die Bodyguards vermittelt. Das ist nichts Unrechtes.«
»Habe ich das angeprangert?«
»Nein, aber…«
»Kein Aber, Mister, es geht weiter. Mr. Frogg hat uns nicht grundlos kommen lassen. Er fürchtete sich trotz eines Leibwächters. Das braucht Sie nicht zu deprimieren, denn hier geht es um andere Dinge. Meine Frage an Sie. Ist Ihnen in der letzten Zeit etwas an Ihrem Chef aufgefallen, das aus dem üblichen Rahmen fällt?«
Jorge mußte überlegen. Er nutzte die Zeit, um sich aus der Flasche noch einen Drink einzugießen. Nach dem ersten Schluck, hob er die Schultern. »Ich weiß es nicht. Ich kannte ihn nicht so gut, wenn Sie verstehen?«
»Für diese Antwort haben Sie so lange gebraucht?«
»Man muß ja mal nachdenken.«
»War Ihr Boß in den letzten Tagen nervöser als vor einer oder zwei Wochen?«
Jorge strich mit einem Finger über den geschliffenen Rand des

Glases.
»Das kann ich nicht so genau sagen. Nervös ist auch nicht der richtige Ausdruck.«
»Welchen haben Sie denn dafür?«
»Er kam mir vor wie jemand, der Angst hat. So etwas kenne ich. Ich weiß, wie Menschen aussehen, die Angst haben. Und so wirkte auch Mr. Frogg. Er fühlte sich verfolgt. Ich mußte sogar neben seinem Zimmer schlafen. Er fühlte sich nirgends mehr sicher. Und er hat auf Sie beide gewartet wie ein Kind auf Weihnachten.«
»Das hat er Ihnen gesagt.«
»Hin und wieder angedeutet.«
Suko stellte die nächste Frage. »Hat Mr. Frogg denn auch über den Grund seiner Angst mit Ihnen gesprochen«
Jorge mußte erst einen Schluck nehmen. Dann meinte er: »Das glaube ich nicht.«
»Und was heißt das genau?«
»Er war manchmal komisch. Sprach von Geistern. An einem Abend mußte ich mit ihm trinken. Das war ein richtiges Kampfsaufen. Als wir beide abgefüllt waren, er mehr als ich, kam die Rede auf Geister. Er war davon überzeugt, von Geistern besucht worden zu sein. Und er wollte auch wissen, ob ich daran glaube.«
»Und? Tun Sie's?«
»Quatsch!«
Suko wollte ihn weiter locken. »Das hat nicht sehr überzeugend geklungen.«
»Verdammt, ich glaube wirklich nicht an diesen Kram. Das ist was für Märchenstunden.«
»Ihr Chef sah das anders.«
»Ich weiß.« Jorge stierte vor sich hin. »Der hat sich in den letzten Tagen sogar verrückt gemacht, aber ich glaube nicht, daß es etwas mit Geistern zu tun hat.«
»Das müssen Sie uns erklären.«
»Die Sache ist die. Er hat am gestrigen Abend in seinem Büro gehockt und dort etwas geschrieben. Nicht auf dem Computer, auch nicht auf der Schreibmaschine, sondern mit der Hand. Ich habe mal gehört, daß man ein Testament mit der Hand schreibt.«
»Stimmt«, sagte Suko. »Glauben Sie denn, daß Ihr Chef ein Testament geschrieben hat?«
»Kann ich mir nicht vorstellen.«
»Aber er hat etwas handschriftlich zu Papier gebracht?«
»Das allerdings«, gab Jorge zu. »Ich war zweimal bei ihm, um ihm Sodawasser zu bringen. Da habe ich die Blätter selbst gesehen.«
»Wie viele waren es denn?«
»Konnte ich nicht sehen. Einige. Vielleicht drei oder vier. Er hat auch

wenig später aufgehört.«

»Und dieses Niederschriften befinden sich nach wie vor in seinem Büro?« fragte ich.

»Das denke ich.«

»Wo?«

»Keine Ahnung.«

»Dann wäre es am besten, wenn wir nachschauen. Kommen Sie, Jorge, Sie kennen den Weg ja.«

Die anderen hatten zugehört. Das Personal kam mit Jorges Aussagen nicht zurecht. Bevor wir den Platz an der Bar verließen, sprach uns der Keeper noch an. »Wenn Sie uns noch brauchen, sagen Sie uns bitte Bescheid.«

Ich dachte nicht lange nach. »Wissen Sie noch etwas Privates über Ihren Chef?«

»Nein.«

»Dann können Sie nach Hause gehen. Ich denke, daß das Lokal zunächst einmal geschlossen bleibt.«

Das machte die Leute nicht eben fröhlicher, aber anders ging es eben nicht.

Wir ließen Jorge vorgehen, der uns um die Bar herumführte und zu einer Tür ging, die wir erst jetzt sahen. Sie lag in einer Nische. Ein goldenes Messingschild mit der Aufschrift »privat« blinkte uns an. Jorge stieß die Tür auf, und wir erreichten einen kleinen Flur mit drei Türen. Der Bodyguard schaltete das Licht ein, und die Lampen über den Türen wurden hell.

Er ging auf die rechte zu und öffnete sie. Wir schauten in ein völlig normales Büro, zu dem auch ein PC gehörte. Er stand auf einem Schreibtisch aus Kiefernholz, der einige dunkle Brandflecken aufwies.

Reste von Zigarren oder Zigaretten.

Stühle, eine Liege, ein Stahlschrank an der Wand, der nicht abgeschlossen war, in dem aber Akten standen. Ich sah sie, als ich die rechte der beiden Türen aufgezogen hatte. Das Licht war hell genug, und mein Blick streifte die Aktenrücken. Die beschriebenen Blätter entdeckte ich nicht, drehte mich wieder um und wollte von Jorge wissen, wo sie eventuell versteckt sein konnten.

»Kurz bevor Sie kamen, hat er noch geschrieben. Da hat er an seinem Schreibtisch gesessen.«

Das war das Stichwort für Suko. Er setzte sich hinter den Schreibtisch und zog die Schublade auf. Sie war flach, aber tief genug, um einiges an Kram fassen zu können, auch die ziemlich groß beschriebenen Blätter, die durch zwei Heftklammern zusammengehalten wurden. Suko holte sie hervor und wedelte damit.

»Hier sind sie.«

»Das Testament?« fragte Jorge erstaunt.

Ich deutete auf die Tür. »Wir bedanken uns für Ihre Hilfe, Jorge. Falls wir noch Fragen haben, melden wir uns bei Ihnen. Geben Sie uns die Adresse Ihrer Agentur.«

Ich nahm eine Karte entgegen, steckte sie ein, und dann zog sich Jorge zurück. Ziemlich sauer, weil er nun nicht erfuhr, was sein ehemaliger Chef zu Papier gebracht hatte.

»Willst du sie zuerst lesen?« fragte Suko.

Ich holte mir einen Stuhl heran. »Nein, auf keinen Fall. Du hast sie gefunden, und du darfst mir den Text vorlesen.«

»Ach, wie nett.« Suko blieb gleich sitzen. Er las, während ich mich umschaute. Ich wünschte mir eine Rückkehr der Schattenfrau, aber sie ließ sich nicht blicken. Dabei konnte ich mir vorstellen, daß diese Person uns noch einmal begegnen würde. Denn wir wollten unbedingt am Ball bleiben.

Suko las zwar still und räusperte sich hin und wieder, gab aber auch leise Kommentare ab, deren Sinn ich nicht verstand. Ich wartete darauf, daß er die beschriebenen Seiten überflogen hatte, obwohl er über die Handschrift schimpfte, und dann endlich ließ er die Blätter auf den Schreibtisch sinken.

»Na, alles klar jetzt?«

Suko drehte sich um, weil er mich anschauen wollte. »Ich weiß nicht, aber der Nebel ist dünner geworden.«

»Mal eine Frage zuvor. Ist dieser Schrieb tatsächlich so etwas wie ein Testament gewesen?«

»Nein, überhaupt nicht. Der Text beschäftigt sich vielmehr mit Vorgängen der Vergangenheit. Da hat Frogg entscheidende Erlebnisse aufgeschrieben.«

»Toll. Zum Beispiel?«

»Ich kenne jetzt den Namen der Schattenfrau!«

Die Bemerkung ließ mich zusammenzucken, was Suko zu einem Kichern veranlaßte. »Sie heißt Donata, oder sie hieß so, als sie noch lebte. Aber jetzt ist sie tot.«

»Wie starb sie?«

»Wohl nicht natürlich. Da muß Freund Frogg nachgeholfen haben, als er in Rußland war.«

»Oh, dann ist sie Russin?«

»Ja - oder war es. Und noch etwas. Sie ist nicht nur Russin, sondern zugleich auch Hellseherin gewesen. Sie muß den Leuten die Zukunft vorausgesagt haben.«

»Wie bei Frogg.«

»Richtig. Seine Zukunft ist nicht eben in rosigen Farben geschildert worden, wie du hier selbst nachlesen kannst. Er ist leider nicht auf Einzelheiten eingegangen, aber er muß so geschockt und wütend gewesen sein, daß er nicht mehr an sich halten konnte und diese

Donata einfach umgebracht hat. Er hat sie ermordet, John, und sie ist als Schattenfrau zurückgekehrt, um sich an ihm zu rächen. Daß ihr das auch gelungen ist, haben wir ja erlebt.«

Ich atmete tief durch, denn diese Erklärung mußte ich zunächst einmal verkraften.

Frogg war ein Mörder!

Er hatte eine Russin getötet, die ihm die Zukunft vorausgesagt hatte.

Natürlich konnte es auch ein anderes Motiv für diese Tat gegeben, aber dieses hier erschien mir am wahrscheinlichsten. Ob die Polizei ihn als Mörder gejagt hatte, ging aus den Seiten nicht hervor. Aber er hatte es wohl bereut, sonst hätte er sich seine Angst nicht von der Seele schreiben wollen, was ihm letztendlich nicht gelungen war.

»Eine Tote, die als Rächerin aus dem Jenseits zurückgekehrt ist«, sagte ich. »Und die sich nicht nur in feinstofflicher Form zeigt, sondern plötzlich wie ein aus der Luft gefallenes Bild wahrhaftig für einen Moment vor mir stand. Das ist ein Hammer! Das müssen wir erst mal zusammenkriegen.«

»Jedenfalls muß sie etwas Besonderes gewesen sein, John, und zwar mehr als eine ›Hellseherin‹, wie sie sich in der Klatschpresse feiern lassen.«

»Da gebe ich dir recht. Aber hat Frogg das auch gewußt?«

»Glaube ich nicht.«

»Und was hat er in Rußland gemacht?«

Suko hob die Schultern. »Geschäfte, wie auch immer. Das müßten wir kontrollieren.«

»Nicht mehr heute«, sagte ich. »Und auch nicht ohne Hilfe.« Ich stand auf und lief durch das Büro. »Eins ist sicher, Suko, wenn diese Donata eine bekannte Persönlichkeit war, dann hat sie sicherlich auch jemanden gekannt, den wir fragen können.«

Suko grinste mich an. »Wann willst du Freund Wladimir Golenkow den ein Fax schicken?«

»Noch heute nacht.«

»Wie schön, dann auf ins Büro! Dann können wir ja morgen früh mit der Antwort rechnen.«

»Heute«, sagte ich, »heute früh.«

Suko winkte ab. »Sei nicht immer so pingelig. Es reicht schon, daß du Beamter bist, aber du brauchst dich deshalb nicht wie ein Beamter zu benehmen…«

***

Geschlafen hatten wir trotzdem noch, und am anderen Morgen waren wir pünktlich im Büro. Sogar noch vor Glenda, so daß ich mich gezwungen sah, den Kaffee selbst zu kochen.

London erlebte wieder einen dieser typischen Herbsttage, die zur

Stärkung des Vorurteils über das schlechte britische Wetter mit beitrugen. Der Himmel war grau, verhangen. Leichter Nebel. Es sprühte aus den tief hängenden Wolken.

Im Büro schaute ich sofort nach dem Faxgerät. Keine Nachricht von Wladimir Golenkow!

Dann erschien Glenda. Das heißt, zuerst sah ich sie nicht. Ich stand an der Kaffeemaschine und betrachtete den großen Blumenstrauß mit zwei Beinen. Glenda war dahinter verschwunden.

Ich sprang hin, spielte den Kavalier und nahm ihr die Blumen ab, wofür sie sich bedankte und dann überrascht tat, weil ich schon anwesend war.

»So früh schon auf den Beinen?«

»Wie du siehst.«

»Und?«

»Was und?«

»Ich dachte, ihr hättet eine heiße Nacht hinter euch. Disco, Go-Go-Girls und so.«

»Keine Disco, keine Girls.«

»Was statt dessen?«

»Es gab einen Toten.«

Glenda schwieg. Sie war überrascht. Dann verzog sie den Mund, aber es war kein Lächeln. »Einen Toten?« hauchte sie. »Wer ist es denn gewesen?«

»Muß ich die Blumen noch länger halten?«

»Nein, leg sie ab.«

Ich plazierte sie neben dem Computer. Ein wunderbares Bild. Auf der einen Seite die seelenlose Technik, auf der anderen die wunderschöne Natur. Stärker konnten Gegensätze nicht sein.

»Für wen sind die denn?« wollte ich wissen.

»Für eine Kollegin aus der Fahndung, die heute Jubiläum hat. Zufrieden?«

»Schon.«

»Oder dachtest du etwa, die wären für dich?«

»Gerechnet habe ich schon damit«, gab ich grinsend zu, woraufhin mir Glenda zuerst einen Vogel zeigte, sich aus der kamelhaarfarbenen Jacke schälte, über ihren hellen Pullover strich, den sie zum schwarzen Rock trug, und wie nebenbei fragte: »Wie war das noch mit der Leiche? Wer ist umgekommen?«

»Ein gewisser Frogg. Ihm gehörte ein Tanzschuppen für Leute, die noch richtig tanzen wollen und können. Oldie-Musik.«

»Ach so. Und warum ist der Mann tot?«

»Herzschlag.«

Glenda hatte heute ihren makabren Tag und lächelte. »Weil er euch gesehen hat, wie?«

»Nicht ganz. Schuld daran ist eine andere Person. Ein Geist, ein Gespenst, wie auch immer. Jedenfalls ist es weiblich, war früher als lebende Person einmal Hellseherin, stammt aus Rußland, und deshalb warte ich auch auf ein Fax aus diesem Land.«

»Von Wladimir Golenkow?«

»Du sagst es.«

»Gut.« Glenda nickte. »Der Kaffee läuft, wie ich sehe.« Sie hatte inzwischen eine Vase hervorgekramt, die groß genug war, um den Strauß aufzunehmen. Die Vase nahm sie mit, als sie das Vorzimmer verließ, um sie mit Wasser zu füllen.

Suko tauchte in der Verbindungstür auf. »Na, alles paletti?«

»Noch keine Nachricht von Wladimir.«

»Was willst du, John? Das braucht seine Zeit.«

»Ja, meine ich auch. Aber ich warte, und da werde ich immer nervös.«

»Ich nehme heute auch einen«, sagte Suko und deutete auf die braune Brühe. Er wollte sich wieder zurückziehen, ich hielt ihn fest, weil der Kaffee schon durchgelaufen war. »Bleib hier, Alter, und nimm dir eine Tasse.«

»Du hättest sie mir auch bringen können.«

»Haha.«

Ich schenkte ein, und als wir uns zurückziehen wollten, erschien Glenda mit der Vase und dem Strauß. Er hatte hineingepaßt und fächerte aus der Öffnung hervor. Die Augen unserer Sekretärin strahlten. »Ein toller Strauß. Er ist fast zu schade, um ihn zu verschenken.«

»Dann behalte ihn doch.«

»Ich heiße doch nicht Sinclair.«

»Du traust mir auch alles zu.«

»Noch mehr sogar.«

»Dann werden wir uns lieber verziehen. Halt mal mit einem Auge das Fax fest.«

»Mach ich.«

Wir saßen kaum hinter dem Schreibtisch und hatten gerade die ersten Schlucke getrunken, da meldete sich das Telefon. Unser Chef war dran.

»So früh, die Herren? Sehr gut.«

»Manchmal sind wir eben pünktlich, Sir.«

»Das versteht sich. Ich bin heute nicht anwesend. Ein Termin außerhalb hält mich zurück. Ich habe auch nicht viel Zeit. Wie lief es gestern bei Ihnen?«

»Schlecht, Sir. Frogg ist tot.«

»Oh. Wie kam es?«

»Herzschlag.«

Sir James gab Geräusche von sich, die zwar menschlich waren, die ich an ihm jedoch kaum kannte. Er wußte wohl nicht, ob er lachen oder weinen sollte. »Dann war Ihr Einsatz also vergeblich und hat ein natürliches Ende gefunden.«

»Das glaube ich nicht, Sir, denn die Sache fängt erst an. Der Topf steht auf dem Herd, und die Suppe kocht.«

»Erzählen Sie!«

Er bekam den Bericht und war wie ich der Ansicht, daß wir dranbleiben mußten. Der Geist der Hellseherin hatte auch ihn aufgerüttelt, aber es gefiel ihm nicht, daß die Spur nach Rußland führte. »Sieht das nach einer Reise aus?«

»Ich habe keine Ahnung, Sir, aber möglich ist alles. Wir warten auf das Fax von Wladimir Golenkow.«

»Rechnen Sie denn damit, daß er mehr weiß?«

»Er hat seine Beziehungen.«

»Gut, dann sagen Sie mir später Bescheid. Sie haben wie immer freie Hand.«

»Okay, Sir, und gute Reise.«

»Wenn Sie wüßten, John.« Seine Stimme klang knirschend. »Es geht um Etats. Das kann schlimmer sein als die Jagd nach Dämonen, glauben Sie mir.«

Er legte auf, ich ebenfalls. Der Kaffee war lauwarm geworden. Suko saß nicht mehr auf seinem Platz mir gegenüber. Er unterhielt sich mit Glenda. Ich hörte die Stimmen durch die offene Tür, sah die beiden aber nicht, da sie im toten Winkel standen, und dort genau stand das Fax.

Der gute Wladimir hatte sicherlich geantwortet. Bevor ich noch hingehen konnte, kehrte Suko zurück. Er schwenkte zwei Seiten dieses dünnen Faxpapiers und strahlte über beide Ohren.

»Hast du es schon gelesen?«

»So ungefähr.«

»Dann laß dich nicht lange bitten.«

Er setzte sich. Auch Glenda war gekommen. Sie hörte und schaute zu.

»Also«, sagte Suko. »Wie ich diesem Fax entnehmen kann, war Donata in Rußland bekannt. Als Hellseherin hat sie sich einen Namen gemacht. Sie wurde von zahlreichen Persönlichkeiten aus Politik und Wirtschaft konsultiert. Sie war ein Genie, und manche nannten sie den weiblichen Nostradamus.«

»Das ist schon eine Auszeichnung«, gab ich zu.

»Ja, schon. Nur lebte sie nicht lange. Irgend jemand hat sie in der Blüte ihrer Jahre umgebracht. Wahrscheinlich war er mit den Voraussagungen nicht zufrieden. Man hat den Mörder auch nie gefunden, der ihr noch das Gesicht zerschnitten hat. Es gibt

Vermutungen. Einige weisen auf die Russen-Mafia hin, aber man hat keine Beweise und wollte wohl auch nicht weiter forschen.«

»Sonst noch was?«

»Nein.«

»Was geschah mit der Leiche?«

Suko ließ das Fax sinken und hob die Schultern. »Die wurde wohl begraben, denke ich. Aber du brauchst dir keine Sorgen zu machen, alter Junge, denn Wladimir hat uns auch mitgeteilt, daß wir mit seinem Anruf rechnen können.«

»Immerhin etwas.« Meine Stimme hatte müde geklungen. Eigentlich hätte ich mehr von dieser Auskunft erwartet, aber man kann eben nicht alles haben. Außerdem war es gut, wenn ich Wladimir selbst an die Strippe bekam. Wir hatten uns lange nicht mehr gesprochen, aber er hatte in seiner Heimat auch genug am Hals.

Eigentlich hätte ich zufrieden sein können. Der Fall war so gut wie abgeschlossen.

Frogg lebte nicht mehr. Er war einem Herzschlag erlegen, was jedem Menschen passieren kann und nicht automatisch das Erscheinen der Polizei bedeutet hätte. Das alles waren Tatsachen, und trotzdem fühlte ich mich verdammt beschissen.

Vorahnungen?

Man konnte sie so nennen. Ich war darauf gefaßt, daß das dicke Ende noch nachkam. Da würde es noch Ärger geben, denn das Auftauchen dieses Geistes hatte ich nicht vergessen. Und auch nicht die unheimliche Berührung an meiner Haut. Dieses Streichen über den Nacken, den Schauer der Kälte. Damit verbunden das Wissen, daß es diese Person tatsächlich in feinstofflicher Form gab.

Donata war zu ihren Lebzeiten eine Hellseherin gewesen. Dann hatte Frogg sie umgebracht, weil ihm ihre Nase nicht gepaßt hatte. Der Grund war für uns nicht interessant, uns mußte ihr ungewöhnliches Weiterleben interessieren, und da hakten sich meine Gedanken in der Erinnerung an einem bestimmten Punkt fest.

Ich sah mich wieder auf der Tanzfläche stehen, das Kreuz in der Hand haltend, und ich spürte die Kälte der magischen Insel, die durch mein Kreuz einen Angriff erlebt hatte.

Und in ihn hinein war ein Bild entstanden. Das Bild der echten Donata.

Für einen Moment nur, für eine kaum faßbare Zeitspanne, aber ich hatte das Gesicht gesehen, auch die Wunden auf den Wangen und das Kopftuch oder die Mantilla. Da war sie kein Geist gewesen, sondern eine Person aus Fleisch und Blut, allerdings tot.

Warum? Wieso? Weshalb? Was wurde hier gespielt? Ich kam nicht zurecht, aber ich fühlte mich wie jemand, der am Rand des Abgrunds steht und beim nächsten Schritt in die Tiefe stürzt. Die Geschichte in

der Disco war meiner Ansicht nach erst der Anfang gewesen. Es würde weitergehen, davon war ich überzeugt.

Suko und Glenda hielten sich im Vorzimmer auf. Die Zwischentür war fast zugefallen. Wenn ich den Kopf drehte, schaute ich gegen den Spalt, aber die beiden sah ich nicht.

Etwas klebte an mir.

Es war urplötzlich da. Ein verdammtes Gefühl, das mir überhaupt nicht bekam. So reagierte nur jemand, der überrascht worden war, und das war ich, denn ich fühlte mich nicht mehr allein.

Jemand war hier…

Der erste Schreck war vorbei. Mein Herzschlag hatte sich wieder normalisiert. Ich fühlte mich sicher, bewegte mich aber nicht, blieb sitzen und streckte die Beine aus.

Meine Augen bewegten sich.

Ich suchte jede Ecke des Büros ab, denn ich wollte dieses unheimliche Etwas finden. Den Eindringling, der mir auf den Fersen geblieben war.

Es konnte nur die Schattenfrau sein.

Und dann sah ich sie.

Sie stand dort wie ein Hologramm. Ein feinstoffliches Wesen in einer dreidimensionalen Umgebung. Und ich hörte, wie sie sich bewegte. Oder war es ein Flüstern?

Jedenfalls erreichte mich ein seltsames Zischeln. Es umwehte dabei meine Ohren, drang ein in den Kopf, als wollte es die Gewalt über mich bekommen. Dann vernahm ich sogar eine Stimme. Und bei ihren Worten wurde mir heiß und kalt zugleich.

»Das Schicksal hat uns zusammengeführt, John Sinclair. Nur das Schicksal, gegen das wir beide nicht ankämpfen können, und so werden wir es gemeinsam tragen, denn ich werde dich bald wieder besuchen. Ich bin jetzt gekommen, um meinen zweiten Besuch anzukündigen, aber ich komme wieder, darauf kannst du dich verlassen. Du wirst mich so bald nicht mehr los, denn ich bin das Schicksal, ich bin die Toten- oder die Schattenfrau. Merke dir das gut, John…«

Mehr sagte sie nicht.

Sie löste sich einfach nur auf und war weg…

***

Ich aber saß da und wußte nicht mehr, was ich noch denken sollte. Mir wurde heiß und kalt zugleich, und kleine Schweißperlen lagen auf meinem Gesicht. Noch immer starrte ich nach vorn, genau auf den Punkt, wo die Schattenfrau gestanden hatte, aber nicht mehr vorhanden war. Der Platz war leer. Dafür sah ich Sukos Schreibtischstuhl und auch die Wand dahinter.

Ich fühlte mich benommen. Eingekesselt, eingekreist zugleich von unheimlichen Dingen, die vorhanden waren, sich aber zeitlos gaben und zwischen den Dimensionen existierten. Hin und wieder gab es dann Lücken, durch die sie schlüpfen konnte.

Durch die Schattenfrau hatte ich einen Kontakt zum Totenreich bekommen. Das war mir nicht so unbedingt neu, mir ging es dabei um andere Dinge, denn diese Person hatte von einem Schicksal gesprochen, das uns beide zusammengeführt hatte.

Ihr und mein Schicksal!

Ich kam damit nicht zurecht, denn ich hatte mit ihr nichts zu tun. Sie war mir bis vor wenigen Stunden noch unbekannt gewesen, und plötzlich sollten aus ihr und mir so etwas wie eine Schicksalsgemeinschaft entstanden sein?

Warum das alles? Was hatte ich mit ihr zu tun? Auf der anderen Seite mußte ich an den Text des Faxes denken, das aus Rußland stammte.

Da war Donata bekannt gewesen, und da hatte man sie sogar als den weiblichen Nostradamus bezeichnet.

Sie war mächtig. Eine mächtige Tote, die möglicherweise gar nicht so tat war, wie ich hatte erkennen müssen.

»He, was ist denn mit dir los?« Ich hörte die Stimme. Zugleich hatte sich eine Hand auf meine linke Schulter gelegt; sie schüttelte mich durch.

Ich schrak zusammen und erwachte tatsächlich wie aus einem Traum.

Dabei zwinkerte ich noch mit den Augen und bekam die nächste Frage gestellt. »Bist du eingeschlafen?«

Gelassen zog ich die Beine an und schaute in die Höhe. Suko stand neben mir, das Gesicht zeigte eine Mischung aus Spott und Besorgnis.

Ich setzte mich gerade hin, stemmte die Ellbogen auf den Schreibtisch und vergrub zunächst das Gesicht in den Händen. Dabei hörte ich Glendas flüsternde Stimme, die wissen wollte, was mit mir geschehen war, von Suko aber keine Antwort bekommen konnte.

Sie warteten auf mich. Ich brauchte Zeit. Ich wollte Zeit. Die Botschaft der Schattenfrau turnte noch immer durch meinen Kopf, obwohl ich nicht an sie denken wollte. Aber sie war vorhanden und würde so leicht nicht verschwinden.

»Mensch, gibt doch Antwort, John!«

Suko drängte, und ich ließ meine Hände sinken. Sie blieben flach auf dem Schreibtisch liegen, und ich holte zunächst tief Luft, wobei ich noch meine Worte sammelte.

Glenda und Suko hatten sich vor mir aufgestellt. Sie sahen aus wie Menschen, die scharf auf eine Überraschung waren, die konnten sie auch bekommen.

»Die Schattenfrau war hier!« sagte ich.

Glenda tat nichts. Sie schüttelte nur den Kopf. Suko aber riß den Mund auf, hatte die richtigen Worte gefunden und fragte: »Du hast dich wirklich nicht geirrt?«
»Nein, das habe ich nicht.«
»Verdammt«, flüsterte er, »wie ist das denn möglich? Das kann ich nicht glauben.«
»Ich habe sie mir nicht eingebildet, Suko. Sie ist hier gewesen und hat dort gestanden, wo auch ihr euch aufhaltet.«
Glenda und Suko schauten sich an. Beide wußten nicht, was sie noch sagen sollten, so übernahm ich wieder die Initiative. »Also, Freunde, es geht um folgendes: Sie ist plötzlich hier erschienen und hat mir erklärt, daß sie so etwas Ähnliches ist wie mein Schicksal. Daß wir uns noch öfter sehen würden, und sie sagte auch«, ich unterstrich die Worte durch mehrmaliges Nicken, »daß unser Schicksal auf eine gewisse Art und Weise miteinander verbunden sei.«
»Auf welche denn?« fragte Glenda.
Ich hob die Schultern. »Da habe ich keine Ahnung, aber ich gehe einfach davon aus, daß sie damit die nahe oder mittlere Zukunft gemeint hat.«
»Meinst du wirklich, daß sie in die Zukunft sehen kann und über dein Schicksal informiert ist?« fragte Suko skeptisch.
»Keine Ahnung. Ihr dürft nicht vergessen, daß sie eine Hellseherin ist.«
»Aber eine tote, John.«
»Wirklich so tot?«
Suko blies die Luft aus und setzte sich auf die Schreibtischkante. »Ich weiß nicht, wie tot man sein kann. Frogg war wirklich tot, wir aber haben schon andere Dinge erlebt, wo das Tote plötzlich wieder zum unheiligen Leben erwachte.«
»Sehr gut«, lobte ich ihn.
»Aber sie ist doch kein Zombie!« sprach Glenda dazwischen. »Das könnt ihr nicht behaupten. Nein, das ist sie nicht. Keine Untote, keine lebende Leiche.«
»Dafür ein Geist«, sagte ich.
»Ja, eine Schattenfrau.«
Ich trommelte mit dem linken Zeigefinger auf der Schreibtischplatte. »Die sich mir gegenüber nicht einmal feindlich benommen hat. Zumindest kam es mir nicht so vor. Ich hatte eher den Eindruck, als wollte sie mir eine Warnung zukommen lassen.«
»Vor wem?«
Meine Lippen verzogen sich zu einem kantigen Lächeln. »Wenn ich das wüßte, Suko.«
»Jedenfalls glaubst du ihr - oder?« Ich nickte. »Ja, ich muß ihr einfach glauben.«

»Mußt du nicht!« hielt Glenda entgegen.
»Doch, Glenda. Wenn du das erlebt hättest, was ich hier durchgemacht habe, dann würdest du ihr glauben. Das ist verdammt überzeugend gewesen.«
»Stimmt!« bestätigte sie. »Das hat man dir auch angesehen. Ist sonst noch etwas passiert?«
»Hm.« Ich nickte. »Sie hat versprochen, daß sie zurückkehrt. Zu mir zurückkehrt.«
»Wann?«
»Keine Ahnung, aber rein gefühlsmäßig glaube ich, daß sie sich nicht so lange Zeit lassen will. Aus diesem Grunde bin ich jetzt schon auf den Abend oder die Nacht gespannt.«
»Ich auch!« erklärte Suko.
Das paßte mir nicht, deshalb hob ich die Hand. »Nein, Suko, wenn du uns allen einen Gefallen tun willst, dann bleibe bitte außen vor. Ist das okay?«
»Warum denn?«
Ich hob die Schultern. »So genau kann ich es dir nicht sagen, aber ich gehe mal davon aus, daß dieser Besuch nur mich etwas angeht, da die Totenfrau von einem Schicksal gesprochen hat. Es wird eine Verbindung zwischen uns beiden geben, das steht fest.«
»Du mußt es wissen.«
»Eben.«
Glenda schüttelte den Kopf. »Ich begreife das nicht. Diese Schattenfrau ist dir doch unbekannt gewesen. Du hast sie bisher jedenfalls nicht gesehen - oder?«
»Richtig.«
»Dann taucht sie zweimal bei dir auf, erzählt dir etwas von einem gemeinsamen Schicksal, und du reitest sofort auf ihrer Welle, indem du ihr glaubst.«
»Exakt.«
Glenda Perkins schüttelte demonstrativ den Kopf. »Tut mir leid, aber das kann ich nicht begreifen. Das will mir einfach nicht in den Kopf. Ausgerechnet du, John, wo du doch sonst immer so mißtrauisch fremden Dingen und Erscheinungen gegenüber bist. Nein, das ist für mich einfach unmöglich.«
»Ich wundere mich ja selbst«, gab ich zu. »Aber in diesen kurzen Momenten hat die Totenfrau mit einer derartigen Überzeugung gesprochen, daß ich einfach nicht dagegen ankämpfen kann. Es will mir nicht aus dem Kopf, und ich denke immer wieder an die Zukunft, obgleich ich sie nicht kenne. Anders als sie.«
»Du hältst sie also für top?«
»Ja, halte ich.«
Glenda wandte sich an Suko. »Was sagst du dazu? Du stehst hier und

spielst den Stummen.«
»Es ist Johns Problem.«
»Quatsch.«
»Doch, wenn er meint, daß es für ihn gut ist, muß er die Sache durchziehen. Egal, was dabei herauskommt.«
»Nein, nein, so sehe ich das nicht. Schließlich sind wir ein Team, und wir haben schon einiges gemeinsam durchgestanden und durchlitten. Ich finde, daß wir ihm helfen sollten.«
»Das könnt ihr auch«, sagte ich und schaute Glenda dabei lächelnd an, die dieses Lächeln nicht so recht zur Kenntnis nahm und sich zurückzog.
»Da kommt was nach, John.«
»Gut erkannt. Wir sind ein Team, aber irgendwo muß man auch mal allein sein können. Donata, ob sie nun lebt, richtig tot ist oder sich in einem Zwischenreich befindet, das sie verlassen kann, wann immer sie will, ist allein mein Problem. Und das hat sie mir auch deutlich genug zu verstehen gegeben.«
Glenda ballte die Hände zu Fäusten und stemmte sie gegen den Schreibtisch. »Du willst also mit deinen Problemen allein fertig werden?«
»Das hatte ich eigentlich vor.«
»Dann kann ich dich nicht mal bedauern, wenn dir mal etwas zustößt, sorry.« Sie war wütend und schien nur mühsam die Tränen zurückzuhalten.
»Glenda«, redete sich auf sie ein.
»Komm doch zu dir! Ich glaube nicht daran, daß diese Person oder dieses Gespenst mir Böses will. Das hätte Donata schon längst und leichter haben können. Außerdem fühle ich mich auch nicht von ihr bedroht.«
»Hast du sie als Freundin angesehen?« fragte Suko.
»Nein, das auch nicht. Sie ist eine Warnerin gewesen. Ich muß damit zurechtkommen.«
»Eine Hellseherin«, stellte Suko richtig. »Kannst du dir denn vorstellen, daß sie deine Zukunft kennt?«
»Das weiß ich nicht.«
»Unmöglich ist es nicht.«
Ich hob die Schultern. »Suko, du weißt doch, daß wir dieses Wort aus unserem Repertoire gestrichen haben. Nichts ist unmöglich. Alles ist drin.«
»Allmählich muß ich das auch einsehen. Interessant wäre es trotzdem, wenn du deine Zukunft sehen könntest.«
»Nein, das will ich nicht. Ich lasse alles auf mich zukommen.«
»Horchst du auch auf dein Gefühl?«
Ich senkte den Blick. »Ja«, gab ich nach einer Weile zu. »Super ist es

nicht. Es bleibt schon ein Druck zurück, aber ich bin auch gespannt auf den nächsten oder die nächsten Besuche. Kann sein, daß ich dann mehr über mich erfahre.«

»Wer die Schattenfrau sieht, muß sterben, John. Ich hoffe, daß du diesen Spruch nicht vergessen hast.«

»Nein, habe ich nicht.«

»Aber zurückgedrängt, oder?« fragte Suko.

»Das stimmt. Ich will mich nicht belasten, tut mir leid. Sie hat mich gemeint und nicht euch. Ich weiß nicht, ob auch euer Schicksal wie ein aufgeschlagenes Buch vor ihr liegt, aber zunächst einmal hat sie mich besucht, und das muß ich akzeptieren.«

»Dann können wir ja weitermachen«, sagte Suko.

»Und was hast du vor?«

»Sollen wir warten, bis Wladimir anruft, oder sollen wir es selbst versuchen?«

»Warten. Ich stelle mir vor, daß er einiges zu tun hat, bis er Ergebnisse präsentieren kann. Diese Donata muß wirklich etwas Besonderes gewesen sein, und ich frage mich jetzt, ob Frogg sie wirklich ermordet haben könnte?«

»Frogg war's!«

Sukos Satz hatte mich aufhorchen lassen. »Ja, das ist durchaus möglich«, sagte ich. »Er ist in Rußland gewesen. Weißt du mehr?«

Er nickte. »Weiß ich auch. Während du deine Begegnung mit der Schattenfrau hier im Büro gehabt hast, waren Glenda und ich auch nicht untätig, denn wir haben die Kollegen von der Fahndung eingeschaltet, und die waren schnell. Der Name Frogg war ihnen ein Begriff. Man hat ihn auf der Liste, aber man konnte ihm nie etwas beweisen. Er besaß nicht nur dieses Dancing Hell, sondern auch noch zwei andere Lokale, die genauen Gegenteile unseres Tanzschuppens. Das waren Puffs. Widerliche Dinger, in denen Mädchen aus dem Osten schuften mußten. Gegen ihren Willen. Das war Freiheitsberaubung, Menschenhandel, Zuhälterei und und und. Das war aber auch die andere Seite unseres Freundes Frogg. Man sagte ihm sogar Verbindungen zu den Vertretern der russischen Mafia nach. Willst du noch mehr wissen?«

»Nein, es reicht.«

»Eben. Deshalb können wir auch davon ausgehen, daß sich Frogg in Rußland herumgetrieben hatte. Eben auf der Suche nach jungen Mädchen, und er scheint dort fündig geworden zu sein.«

»Glaubst du denn, daß er Donata ebenfalls entführen wollte?«

»Nein, das nicht. Sie war sicherlich nicht der Typ dafür. Er muß über sie gestolpert sein, wie man so schön sagt. Und er scheint nicht gerade gut mit ihr zurechtgekommen sein, das meine ich auch. Die beiden sind sicherlich Feinde gewesen. Wir müssen es akzeptieren. Auch den

Mord an Donata. Aber er wußte nicht, wer sie wirklich war. Kannst du dich mit der Theorie anfreunden?«

»Immer«, sagte ich.

»Gut, dann machen wir weiter. Wir sollten…«

Das Telefon meldete sich. Suko winkte ab und überließ es mir, den Hörer hochzunehmen. Ich schaltete den Lautsprecher ein, damit alle hören konnten, und wir alle hörten auch das Lachen unseres Freundes Wladimir Golenkow, der sich darüber freute, wieder einmal mit uns in Kontakt treten zu können.

Er wollte wissen, ob es uns gutging, was wir bestätigten, dann war er an der Reihe. Über die vielen Probleme, mit denen er sich in seinem Land herumschlagen mußte, wollte er nicht sprechen, ihm ging es einfach um andere Dinge, auf die wir ihn aufmerksam gemacht hatten.

Wir erfuhren es noch einmal aus erster Hand, daß Donata eine außergewöhnliche Persönlichkeit gewesen war. Selbst Skeptiker hatte sie von ihren einmaligen und schon unheimlichen Fähigkeiten überzeugen können, und sie war auch eine Frau gewesen, die sich selbst menschlich gegeben hatte. Sie hatte jedem geholfen, ob er sie nun bezahlen konnte oder nicht.

»Und trotzdem wurde sie getötet«, sagte ich.

»Ja, leider John. Ich hätte sie gern persönlich kennengelernt, aber dazu ist es nicht mehr gekommen.«

»Man hat ihren Mörder nicht gefunden.«

»Stimmt.«

»Habt ihr einen Verdacht gehabt?«

»Vieles kamen in Frage. Ich denke da an ihre Kunden und an Menschen, denen sie keine gute Zukunft vorausgesagt hatte: Das alles kommt hier zusammen, damit müssen wir uns abfinden.«

»Ist denn die Kundenkartei gefunden worden?«

»Nein. Wir wissen nicht mal, ob sie eine gehabt hat. Jedenfalls hat der Mord Staub aufgewirbelt, auch deshalb, weil er an einem dafür nicht eben typischen Ort geschah.«

»Wo war es denn?«

»In einem Kloster, John.«

»Sag nur.«

»Ja, sie hat sich dorthin zurückgezogen.« Wir hörten, daß Wladimir Luft holte. »Um ehrlich zu sein, ist es kein richtiges Kloster gewesen, mehr ein Heim für fromme Frauen. Bei euch gibt es diese Beginenhöfe, auf denen Frauen in klosterähnlichen Gemeinschaften leben, und das ist auch dort der Fall gewesen. Es waren keine direkten Nonnen, bei denen Donata gelebt hat.«

»Dann sind die Kunden auch gesehen worden, wenn sie kamen?«

»Das kann ich dir nicht genau sagen. Jedenfalls lebte sie in einem angebauten Trakt, das weiß ich. Wenn sie wollte, konnte sie zu den

anderen gehen, und wenn sie allein in ihren Räumen bleiben wollte, hatte auch niemand etwas dagegen.«

»Interessant«, murmelte ich. »Lag das Kloster denn einsam?«

»Ja und nein. Es ist von Moskau aus gut zu erreichen. Das mußte allein schon wegen der zahlreichen Prominenz sein. Man findet es in den westlichen Ausläufern der Stadt.«

Ich stellte ihm die nächste Frage, die ihn auch überraschte. »Könnte es für dich akzeptabel sein, daß Donata auch von einem Ausländer umgebracht worden ist? Von einem Mann aus dem Westen, aus unserem Land, zum Beispiel.«

Wladimir pfiff mir ins Ohr. »Verflixt, darüber habe ich noch nicht nachgedacht.«

»Aber wir.«

»Habt ihr denn Anhaltspunkte für diese Theorie?«

»Andere Frage. Befanden sich unter ihren Kunden auch Ausländer?«

»Was soll ich dazu sagen«, erwiderte der Russe lachend. »Nachdem die UdSSR zusammenbrach, war unser Land offen. Ausländer können sich bei uns normal bewegen. Wie ich dir schon sagte, war Donata dank ihrer Fähigkeiten eine bekannte Größe. Das wird sich auch unter den Ausländern herumgesprochen haben, und deren Probleme sind nicht anders als die der Russen. Aber warum fragst du so hartnäckig? Hast du einen Verdacht, wer Donata getötet haben könnte?«

»Einen schwachen.«

»Ich bin für jeden Hinweis dankbar.«

»Es geht um einen Mann namens Frogg. Durch ihn haben wir praktisch Kontakt zu Donata bekommen.« Ich berichtete Wladimir über die Vorgänge der letzten Nacht und erzählte ihm auch, was Suko und Glenda über Frogg erfahren hatten.

»Der Name sagt mir nichts, John. Du meinst aber, daß er sich hier in Rußland die Mädchen ausgesucht und sie mit falschen Versprechungen nach England gelockt hat.«

»Genau. Hier wurden einige verheiratet und durften dann auch arbeiten. Viele sind aber wohl auch eingeschleust worden.«

»Das kennt man ja«, stöhnte er.

»Ansonsten kannst du uns nicht weiterhelfen?«

»Nein, John. Diese Donata ist uns auch hier nicht als Geist erschienen. Zumindest habe ich nichts in dieser Richtung gehört. Da seid ihr näher am Ball.«

»Das sehe ich ein. Gut, Wladimir, zunächst einmal vielen Dank für alles, und ich hoffe, daß wir uns in nächster Zeit persönlich sehen. Auch Grüße von Glenda und Suko, die neben mir stehen.«

»Ja, grüß sie zurück, und gib Glenda einen Kuß von mir.«

Da blitzten ihre Augen, und sie schüttelten entschieden den Kopf. »Sie will nicht, Wladimir. Dabei weiß ich nicht, ob es an dir oder an

mir liegt.«
»An dir, John!« rief Glenda.
»Hast du gehört?«
»Klar. Ich sage nur: Bessere dich, John.« Unser russischer Freund lachte und legte auf.
Ich nickte gegen den Apparat und fragte: »Was meint ihr zu den neuen Auskünften?«
»Rußland kannst du vergessen, John.« Glenda hatte das Wort ergriffen.
»Da tut sich nichts. Der Fall geht hier weiter. Du mußt auf diese Totenfrau setzen.«
»Glenda hat recht«, stimmte Suko zu.
»Richtig, aber ich kann sie nicht herzaubern. Ich muß mich auf ihr Versprechen verlassen.«
»Hoffentlich bist du da nicht verlassen«, meinte Glenda.
»Das glaube ich nicht. Sie hat sich mit einer Intensität da hineingehängt, die schon außergewöhnlich ist. Es wird wieder zu einer neuen Begegnung zwischen uns beiden kommen. Davon bin ich fest überzeugt. Das lasse ich mir auch nicht ausreden.«
»Weiß du schon, wie du dich dann verhalten wirst?«
»Nein, Suko, weiß ich nicht.« Ich stand auf. »Aber ich weiß, daß ich jetzt eine kleine Mittagspause machen werde, um mich anschließend in meine Wohnung zurückzuziehen, wo ich ungestört sein will.«
»Keine Sorge«, sagte Glenda. »Wir werden dir schon nicht auf den Wecker fallen. Aber hör dann auf, dich zu beschweren, sollte etwas schiefgehen.«
»Alles wird seine Ordnung haben.«
Die beiden hatte ich nicht davon überzeugen können, aber auch mir war nicht wohl bei der Sache. Ich dachte wieder an den toten Frogg. Er hatte tatsächlich an die Kräfte der Hellseherin geglaubt, sie sogar gefürchtet, wie aus seinen Unterlagen hervorgegangen war, denn nicht grundlos hatte er uns um Hilfe gebeten.
Ausgerechnet wir hatten einem Gangster geholfen. Wir hätten uns intensiver über den Mann erkundigen sollen, Sir James eingeschlossen.
Allerdings ging ich davon aus, daß sein Beruf nicht mit dem Geist der toten Hellseherin in Zusammenhang stand. Dafür waren dann andere Personen zuständig.
»Wo willst du denn was essen?« fragte Suko.
»In der Kantine. Bei dem Wetter will ich nicht freiwillig nach draußen gehen.«
»Ich komme mit.«
»Was ist mit dir, Glenda?«
Sie schüttelte den Kopf. »Ihr müßt schon allein essen. Ich bin bei der

Kollegin eingeladen.«
»Dann feiere mal schön.«
Sie lachte mich an. »Im Dienst feiern? Nur bis zu einem bestimmten Grad.«
»Oder einer bestimmten Promillegrenze?«
»Das konnte auch nur von dir kommen«, sagte sie mit verächtlich klingender Stimme.
»Bis dann«, sagte ich mit einem Grinsen, bevor Glenda mich noch mehr ausschimpfen konnte.

***

Schottland!
Eine kleine Stadt nahe der Berge. Lauder. Kein besonderer Ort, der von Touristenströmen durchzogen wurde, denn er lag einfach zu abseits und auch an keinem der bekannten Seen oder Sehenswürdigkeiten. Wer hier lebte, der ließ es sich gutgehen, der wollte sein Dasein genießen und fühlte sich eingebettet in einen stets gleichen Kreislauf, der ebenso existent war wie die vier Jahreszeiten.
November in Schottland.
Ein Monat der Gegensätze. Nebel, Regen auf der einen, aber auch Sonne und Schnee auf der anderen Seite. Im November konnte sich das Wetter oft nicht entscheiden, ob es nun herbstlich bleiben oder winterlich werden sollte.
Meist lag es dazwischen, was auch nicht das Wahre sein konnte. Da schickte man dann keinen Hund auf die Straße, denn Nebel und feuchtkalte Luft waren nicht jedermanns Sache.
In Lauder wohnten die unterschiedlichsten Typen und Charaktere. Jung und Alt bildeten eine harmonische Gesellschaft. Manche Bewohner waren sehr verschlossen, andere in den Traditionen verhaftet, was den tiefen Groll gegenüber den Engländern einschloß, und wieder andere hatten sich hier zur Ruhe gesetzt, um die Ruhe und die Landschaft zu genießen.
Wer von Süden nach Lauder wollte, konnte über die A 68 fahren, die bis Edinburgh führte und weiter zur Küste.
Die Straße teilte praktisch eine Bergkette. Auf der östlichen Seite lagen die Moorfoot Hills, auf der westlichen die Lammermuir Hills, deren Kuppen bereits einen weißen Schleier bekommen hatten.
In Lauder wohnten auch die Sinclairs.
Mary und Horace F. Sinclair, die Eltern eines gewissen John Sinclair, der in London als Geisterjäger arbeitete, und sich hin und wieder nach Lauder verirrte. Das nicht nur, um einen Besuch abzustatten, oft genug war John dienstlich dort gewesen, denn die schwarzmagischen Kräfte hatten Lauder nicht ausgespart, und es war dort zu wahren Dramen gekommen.

Daran wollte zumindest Mary Sinclair nicht so oft denken. Sie liebte die Ruhe und den Frieden. Wäre es nach ihr gegangen, hätte sich John in London als Anwalt etabliert und die Praxis seines Vaters übernommen.

Aber er hatte sich eben anders entschieden und war zu Scotland Yard gegangen. So hatte sich Sinclair senior gezwungen gesehen, die Praxis zu verkaufen, um sich als Rentner - auch auf Drängen seiner Frau - in Lauder zur Ruhe zu setzen.

Da beide aus Schottland stammten, waren sie rasch akzeptiert und bald beliebt. Horace F. Sinclair hatte sich zudem bereit erklärt, dem Stadtrat seine juristischen Kenntnisse zur Verfügung zu stellen, sollte es denn mal Probleme geben.

Ausgefüllt war er damit nicht. Trotz seines Pensionsalters gehörte er noch immer zu den unruhigen Geistern, die es nicht unbedingt im Haus hielt.

Er mußte immer raus. Er mußte etwas tun, und wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte er seinen Sohn sogar bei der Jagd nach Geistern und Dämonen unterstützt.

Mary Sinclair kannte ihren Mann gut genug, um in seinem Gesicht lesen und die Reaktionen deuten zu können. So war es auch an diesem Morgen, als die beiden Sinclairs am Frühstückstisch saßen, Horace F. die Zeitung las, obwohl er dafür noch den ganzen Tag Zeit hatte.

Murmelnd und gestikulierend kommentierte er die gelesenen Artikel.

Mary ging dies alles irgendwann auf die Nerven, und sie fragte: »Führst du schon Selbstgespräche?«

»Nein, warum?«

»Es hat sich so angehört.«

»Ich habe nur zitiert«, erklärte der grauhaarige Mann hinter der Zeitung.

»Da sind wieder Dinge passiert, die gibt es nicht. Krieg in Afrika. Eine Hungersnot rafft die Überlebenden dahin. Das darf doch einfach nicht mehr passieren. Die Welt ist reich genug, um jeden Bewohner satt zu kriegen.« Er ließ die Zeitung sinken und legte sie dann neben den Teller.

»Was meinst du, Mary?«

»Ich stimme dir zu. Aber was willst du tun?«

Sinclair strich über sein Gesicht. »Wir haben schon im kleinen Kreis darüber gesprochen und überlegt, ob wir einen Fond bilden sollen. Geld für Lebensmittel sammeln. Das ist wohl das einzige, was wir tun können.«

»Meinst du?«

»Ja. Oder hast du je erlebt, daß die Politik alle Probleme löst?«

»Nein, nie.«

»Eben. Man muß selbst was tun, Mary.«

Sie schaute ihren Mann aus den noch wachen, blauen Augen an.

»Irgendwo bist du immer noch der gleiche geblieben, Horace, und das gefällt mir so an dir.«

Er winkte ab. »Nimm den Mund nicht so voll, Mary. Vergiß nicht, daß ich dich schon einmal habe erschießen wollen.«

»Bist du das gewesen?«

»Wer sonst?«

»Das warst du nicht, Horace, das war ein anderer, der über dich bestimmt hat. Fremde Kräfte, eine unheimliche Magie. So jedenfalls sehe ich es.«

»Damit hast du auch recht gehabt. Ich möchte jedenfalls nicht mehr, daß ein Ahnherr hier erscheint und das Grauen mitbringt.«

»Es gibt ihn ja zum Glück nicht mehr.«

»Das ist wahr, Mary, aber es muß nicht der letzte gewesen sein.«

Sie schüttelte den Kopf. »Was machst du dir jetzt am Frühstückstisch darüber Gedanken? Die Sache ist vorbei. Möchtest du noch Kaffee?«

»Ja.«

Sie schob ihm die Kanne zu. Wie jeden Morgen war der Tisch reichlich gedeckt. Es war Marys Angewohnheit, daß sie immer zu viel auftafelte, besonders dann, wenn John zu Besuch kam, da bog sich dann der Tisch unter all den Nahrungsmitteln.

»Deine Hand zittert ja, Horace.«

Er nickte. »Ich weiß.« Dann stellte er die Kanne zur Seite. »Ich weiß, daß meine Hand zittert.«

Mary, die ihr graues Haar kurz und flott geschnitten trug, schüttelte den Kopf. »Gibt es dafür einen Grund? Fühlst du dich nicht wohl? Bist du krank?«

Horace F. überlegte eine Weile. Zwischendurch trank er Kaffee, als er die Tasse anhob, hatte er das Zittern unter Kontrolle gebracht. »Nein, Mary, ich bin nicht krank. Aber da ist etwas im Busch, da hast du schon recht.«

»Davon habe ich gar nicht gesprochen.«

»Ich weiß, Mary. Es war auch eine falsche Antwort. Ich spüre eben, daß nicht alles so rund gelaufen ist.«

»Welchen Anlaß gab es?«

»Keinen«, sagte er.

»Moment mal. Das ist doch…«.

»Es gibt keinen Anlaß für meine innere Unruhe. Sie ist einfach da. Komisch, nicht?«

Mary nickte bedächtig und redete auch so. »Ja, das ist schon sehr komisch«, gab sie zu. »Gibt es einen Grund? Und seit wann hast du denn diese Anwandlungen?«

»Seit einem Tag ungefähr. Da bin ich unruhig geworden. So wie jemand, der denkt, daß etwas passiert, aber leider nicht weiß, was da

auf ihn zukommt.«
Mary Sinclair schüttelte den Kopf. Sie kam damit nicht zurecht. »Aber es muß doch einen Grund für dein Verhalten gegeben haben, Horace. Das kann dich doch nicht treffen wie der Blitz aus heiterem Himmel. Oder siehst du das anders?«
»Nein.«
»Dann denke nach.«
Horace F. wischte über seine Stirn. »Ich kann dir das wirklich nicht erklären, Mary. Es war plötzlich da, und wir werden uns damit abfinden ehrlich. Ich habe natürlich selbst über einen Grund nachgedacht, doch finden konnte ich ihn nicht.« Er deutete auf seine Brust. »Etwas steckt in mir, und zwar ein Wissen, aber ich selbst weiß nicht, wobei es darum geht. Ich bin überfragt und überfordert damit. Mehr kann ich dir leider nicht sagen.«
»Eine Vorahnung, Horace.«
Sinclair überlegte einen Moment. Dann brach es aus ihm heraus.
»Gratuliere, Mary, das ist haargenau das richtige Wort. Die Vorahnung von etwas Schrecklichem.«
»Über das du nichts weißt.«
»Genau. Da bin ich überfragt. Ich weiß von nichts. Es ist da, aber trotzdem kann ich es nicht fassen. Ich habe das Gefühl, als läge - zwar noch weit entfernt, aber immerhin fühlbar - eine düstere Wolke in unserer Nähe, die alles verschlingen wird, was sich ihr in den Weg stellt. Die uns keine Chance gibt. Jetzt weißt du Bescheid.«
»Aber das ist ja schrecklich«, flüsterte Mary Sinclair.
»Wie man's nimmt.«
»Und was willst du jetzt tun?« fragte sie. »Hast du dir darüber schon Gedanken gemacht?«
»Ja, und nein. Ich dachte nach, aber ich bin zu keinem Entschluß gelangt. Ich weiß nicht, was ich unternehmen soll.«
»John anrufen.«
Das Gesicht des Mannes verzog sich zu einem leichten Lächeln. »Aber Mary, ich bitte dich, was soll ich ihm denn sagen? Daß ich ein seltsames Gefühl habe? Eine Vorahnung, aber nichts beweisen kann? John wird mich für verrückt oder senil halten.«
»Das glaube ich nicht!« erklärte Mary entschieden. »Du kennst deinen Sohn eben nicht. Wenn jemand dafür Verständnis hat, dann ist es John und kein anderer.«
»Das mag sein, und ich will auch nicht abstreiten, daß ich mich mit ihm in Verbindung setze, aber nicht sofort. Ich möchte erst etwas Konkreteres haben.«
»Schön. Wie soll das aussehen? Muß erst wieder jemand sterben - wie damals unser Freund, der Polizist McGrath?«
»Nein, das nicht.«

»Eben, dann würde ich mir an deiner Stelle überlegen, ob du nicht doch mit London telefonieren willst.«

»Ich werde darüber nachdenken, Mary. Versprochen.«

»Keine Sorge, ich erinnere dich schon daran.«

Horace F. Sinclair verspürte zwar keinen großen Appetit mehr, aber er wollte seine Frau nicht enttäuschen, die sich große Mühe gegeben hatte, und deshalb griff er zu einer knusprigen Toastscheibe und bedeckte eine Hälfte mit der selbstgemachten Kirschkonfitüre. Er ließ es sich schmecken, blickte Mary dabei bewußt nicht an, spürte jedoch, daß ihre Blicke forschend auf ihn gerichtet waren. Sie traute ihm nicht, und sie hatte auch ihre Gründe. Wie oft war Horace F. seinen eigenen, nicht ungefährlichen Weg gegangen, auch wenn er dabei von seinem Sohn hin und wieder Unterstützung erhalten hatte.

Die zweite Hälfte der Toastscheibe bedeckte er mit Aprikosengelee, der ebenfalls phantastisch schmeckte. Zur Zeitung griff er nicht mehr. Auch Mary ließ sie liegen und wollte statt dessen wissen, wie sich ihr Mann den Tag vorgestellt hatte.

»Tja, das weiß ich selbst nicht so genau.«

»Wolltest du nicht weg?«

»Stimmt. Zum Autohändler. Der Wagen braucht Winterreifen.«

»Eben.«

»Willst du mit mir fahren?«

Mary Sinclair überlegte noch und schaute dabei durch das Fenster. Was sie draußen sah, ließ sie nicht vor Entzücken aufjubeln, denn die Luft war noch feuchter geworden und hatte sich zu einem Dunst verdichtet, der schwerfällig über den Boden trieb, aber auch an dem großen Baum vor dem Haus lautlos hochkletterte, als wollte er ihn mit einem geisterhaften Nebelgespinst umwehen.

Wäre Mary eine Frau mit großer Phantasie gewesen, so hätte sie in den Nebelschwaden Figuren ausmachen können. Amorphe Körper, die sich einfach nur treiben ließen und dabei den Gesetzen der Natur gehorchten.

Aber sie war Realistin und nahm den Nebel, wie er gerade kam, obwohl ihr Mann sie mit seinen Vorahnungen schon leicht beunruhigt hatte.

»Denkst du über das Wetter nach?«

Sie nickte.

»Spaß macht es nicht, jetzt loszufahren, aber ich habe mich angemeldet und werde losziehen.«

»Dann bleibe ich hier.«

»Soll ich dir was mitbringen?«

»Das wäre gut, und zwar…« In diesem Augenblick brach Mary Sinclair ihren Satz ab. Dafür zuckte sie zusammen, und aus dem offenen Mund drang ein Schrei.

Ihr Mann wußte im ersten Moment nicht, was da passiert war. Er starrte Mary an, die verdreht auf dem Stuhl saß und in Richtung Fenster schaute.
Dort mußte sie etwas gesehen haben.
Auch Horace starrte hin.
Er sah die unheimliche Gestalt!

***

Der ehemalige Anwalt schrie nicht, denn schließlich war er durch die Reaktion seiner Frau vorgewarnt worden.
Doch was da draußen durch den Nebel trieb, das sah tatsächlich aus wie eine Spukerscheinung mit den feinstofflichen Körperumrissen einer Frau.
Beide Sinclairs bewegten sich nicht, sie hatten nur Blicke für die Erscheinung.
Mary fand als erste die Sprache wieder. »Das ist doch schrecklich«, flüsterte sie. »Das - das kann doch nicht wahr sein! Das glaube ich einfach nicht.«
»Wieso?« Horace hatte das Wort gehaucht, ohne es selbst richtig gewollt oder gespürt zu haben.
»Ein Gespenst.«
Der Mann schwieg. Er konnte einfach nichts mehr sagen. Etwas Unsichtbares drückte gegen seine Lippen und hätte ihm jedes Wort wieder zurück in den Mund geschoben. Er war geschockt, und er war fertig. Fragte sich allerdings, ob es stimmte, was sie da zu sehen bekamen. Es war wohl kein Irrtum, keine Halluzination. Zudem noch durch den verdammten Nebel hervorgerufen, der sich träge im Wind bewegte, so daß es durchaus möglich war, daß er diese Gestalt erzeugt hatte.
Oder…?
Nein, das glaubte er nicht, und als er den Kopf seiner Frau zudrehte, da wußte er plötzlich, daß Mary zumindest ähnlich dachte, das las er von ihrem Gesichtsausdruck ab.
Die Gestalt blieb vor der Scheibe. Sie stand da wie eine Säule. Nicht mal der Wind bewegte sie. Er konnte sich zwar in die Nebelschleier hineindrücken und sie zu immer neuen Figuren formen, aber nicht bei dieser Person.
Also war sie echt!
Die beiden Sinclairs waren dabei, sich von dem ersten Schrecken zu erholen. Allmählich bekamen ihre Gesichter wieder Farbe, und die Blässe verschwand.
Tief atmete Mary ein. Aber sie sagte noch nichts und hob den rechten Arm an. Mit dem ausgestreckten Zeigefinger deutete sie gegen die Scheibe. Dann suchte sie nach Worten und preßte mühsam einen Satz

hervor. »Sie ist echt, Horace…«

Sinclair nickte nur.

»Schau, wie sie aussieht. Du kannst ihr Gesicht sehen, obwohl sie ein Geist ist. Aber ich glaube, daß sie uns mit unendlich traurigen Augen anschaut. Sie sieht aus, als wüßte sie genau über uns Bescheid, als würde sie um uns trauern. Ich verstehe das nicht, Horace, aber du hast mir ja gesagt, daß du dieses Gefühl hattest…«

Es stimmte, was Mary gesagt hatte. Der Meinung war auch ihr Mann.

Diese Gestalt war feinstofflich. Sie konnte kein Gesicht haben, und doch war es vorhanden. Wie mit einem Pinsel in den Nebel gezeichnet, und tatsächlich hatte ihr Gesicht einen sehr traurigen und wissenden Ausdruck, als wäre ihr klar, wie es um die beiden bestellt war. Aber das war nicht alles. Die Geisterfrau hinter der Scheibe schüttelte wie in Zeitlupe den Kopf, bevor sie sich auf ihre Art und Weise meldete. So etwas wie ein zwitscherndes Flüstern drang durch die Küche. Ein schrilles Geräusch, zwar eine Stimme, aber kaum zu verstehen und in einem Bereich liegend, der die beiden leeren Gläser auf dem Tisch leise klirren ließ. In dieses Zwitschern hinein klangen die ersten Worte, die von beiden kaum verstanden wurden.

Sie horchten nur.

Dann wiederholten sich die Worte.

Und wurden verstanden.

»Sterben, ihr werdet beide sterben. Der Fluch der Sinclairs - er ist noch nicht beendet…«

Im nächsten Augenblick war das Geräusch weg. Verschluckt, einfach nicht mehr da.

Wie auch die Geisterfrau.

Mary und Horace Sinclair starrten das Fenster an. Sie sahen hinter der Scheibe den leichten Dunst, der normal am Glas vorbeitrieb, aber sie entdeckten die unheimliche Besucherin nicht mehr.

Die hatte sich aufgelöst…

***

Beide waren zunächst nicht in der Lage, etwas zu sagen. Sie starrten sich nur an und schienen auf ihren Stühlen sitzend zu Stein geworden zu sein.

Horace F. Sinclair bewegte sich als erster. Nur mühsam stand er auf und ging mit schleppenden Schritten zum Küchenschrank, vor dem er zunächst stehenblieb, als müßte er über etwas nachdenken. Dann hob er den rechten Arm und öffnete eine Schranktür. Die Flasche Whisky stand dort neben den Gläsern. Er holte sie hervor, stellte sie auf den Tisch, ging noch mal zurück, nahm die Gläser in eine Hand und hörte ihr Klirren, denn ruhig konnte er sie nicht halten.

Mary hatte nichts getan. Einfach nur dagesessen hatte sie und ins

Leere gestarrt. Der Atem floß durch ihren halb geöffneten Mund und strömte auch aus den Nasenlöchern.

Selbst als der Whisky in die Gläser gluckerte, schaute sie nicht auf. Erst als Horace sie ansprach und dabei sagte: »Trink einen Schluck, bitte. Er wird dir guttun«, hob sie den Blick und schaute Horace in die Augen.

»Was soll ich?«

»Trinken - bitte!«

Sie nickte und hob das Glas an, setzte es wieder ab, nahm noch die andere Hand zu Hilfe und trank.

Auch Horace mußte einfach einen Schluck nach diesem Schrecken zu sich nehmen. Er kippte den Whisky in die Kehle, schüttelte sich kurz und stellte das fast leere Glas wieder auf den Tisch.

Dann schaute er hinüber zu Mary, deren Körper plötzlich zuckte. Sie weinte, sie lachte oder tat beides. So genau konnte der Mann es nicht erkennen, jedenfalls reagierte sie nicht normal, da brach es einfach aus ihr hervor.

»Bitte, Mary…«

Sie hörte es nicht, nahm ein Taschentuch, wischte damit durch ihr Gesicht, tupfte sich die Augenwinkel aus, aber das Weinen konnte sie nicht stoppen.

Horace F. wartete ab. Er starrte gegen die Scheibe. Er wollte nachdenken, aber er wußte nicht, worüber. Er konnte die Gedanken nicht mehr sammeln, in seinem Kopf lief alles wirr durcheinander. Er fühlte sich auch nicht mehr als ein normaler Mensch, eher wie eine Person, die neben sich stand.

Ist das wahr, was wir hier erlebt haben? Ist das wirklich wahr? Es schoß ihm durch den Kopf, und er kam damit nicht zurecht. Waren das überhaupt seine Gedanken, oder wurde er fremd geleitet?

Keine Antwort.

Nichts, nur Leere.

Dann seufzte Mary auf, und dieses Geräusch brachte ihn wieder zurück in die Wirklichkeit. Er schaute hoch, der Blick glitt über den Tisch hinweg, hin zu seiner Frau, die er zwar sah, aber anblickte wie eine Fremde oder wie jemanden, der nur intervallweise aus einem tiefen Schlaf erwacht.

»Horace«, flüsterte Mary, »Horace, kann ich mit dir sprechen - bitte?«

Er nickte nur.

»Was war das?«

Er hob die Schultern.

»Haben wir beide geträumt, Horace? Oder haben wir diese Person wirklich gesehen?«

»Ich glaube, sie ist dort vor dem Fenster gewesen«, gab er tonlos zurück.

»Ein Gespenst, nicht?« hauchte sie.

»Kann sein, Mary. Es kann durchaus ein. Gespenst gewesen sein. Oder es war sogar ein Gespenst.«

»Ja«, sagte sie. »Der Geist einer Frau. Ich habe sie nicht erkannt. Ich weiß es nicht. Sie hat uns nur so traurig angeschaut. Das hast du doch auch gesehen, nicht wahr?«

Sinclair nickte.

»Und du mußt auch - ich weiß nicht, was ich sagen soll und auch wie, aber da war etwas hier in der Küche.« Sie sprach sehr langsam. »Ein Geräusch, Horace…«

»Ja, ich habe es gehört«

Mary Sinclair schluckte zweimal, bevor sie die nächste Frage stellen konnte. »Auch die Stimme…?«

»Sicher, Mary.« Die Antwort drang nur als Hauch aus seinem Mund.

»Dann hast du auch gehört, was sie uns sagte.« Marys Stimme veränderte sich: Sie klang lauter und schriller, weil sich Angst und Panik mit hineinmischten. »Sie sagte uns, daß wir sterben werden. Das der Fluch der Sinclairs noch nicht vorbei ist, Horace. Ich habe das gehörrrrtttt…!« Plötzlich konnte sie nicht mehr. Ein Aufschrei, dann brach sie am Tisch sitzend zusammen. Sie fiel nach vorn und räumte mit dem linken Ellbogen noch die Tasse nebst Teller vom Tisch. Das Geschirr fiel zu Boden und zerbrach dort in zahlreiche Scherben.

Horace konnte nichts tun, nichts sagen. Er saß nur da und starrte dumpf vor sich hin.

Aber die Worte, die ihnen gesagt worden waren, hämmerten durch seinen Kopf. Sie waren eine schreckliche und finstere Botschaft, und jetzt kam es ihm vor, als hätte der Tod persönlich zu ihm gesprochen oder zumindest einer seiner Boten.

Beide Sinclairs saßen am Tisch, und sie wußten nicht, wie lange sie es aushielten. Die Zeit verrann. Aus Sekunden wurden Minuten, und die addierten sich.

Die Frau erschien nicht mehr. Keine Rückkehr, aber sie war ihre Botschaft losgeworden, und die quälte das Ehepaar wie eine geistige Folter. Es sorgte für das schreckliche Gefühl der Angst. Nur war es keine Angst vor einem bestimmten Vorgang oder Vorfall, nein, es war die bedrückende Furcht vor einer nicht sehr langen Zukunft mehr, denn bei beiden sollte der Tod zuschlagen.

Es mochte fast eine halbe Stunde vergangen sein, als sich Mary Sinclair wieder regte, sich hochdrückte, die Augen öffnete und sie abwischte.

Danach schaute sich die Frau in ihrer eigenen Küche um wie eine Fremde. Sie suchte nach Worten, schaute ihren Mann an, der ebenfalls nur bleich am Tisch saß und eine Hand um das leere Whiskyglas gelegt hatte, als wollte er es zerbrechen.

»Ich weiß, daß es kein Traum gewesen ist, Horace, wir haben alles so erlebt. Wir haben diesen Besuch bekommen, und der Geist ist vor der Scheibe geblieben. Er kam nicht in die Küche, aber wir haben ihn gehört. Seine Drohung.«

»Du hast recht, Mary.«

»Ich möchte nicht sterben, Horace«, sagte sie mit trauriger Stimme. »Jetzt noch nicht.«

»Ich auch nicht.«

»Aber sie hat es uns angekündigt, wer immer diese Erscheinung auch gewesen sein mag.«

»Ja, schon«, gab er zu und löste seine Hand vom Glas. Er strich damit über sein Gesicht. »Man kann es auch durchaus anders sehen, Mary.«

»Wie denn?«

»Es war eine Warnung. Eine Warnung vor der Gefahr, die auf uns zukommen wird.«

»Und?«

Horace F. Sinclair schaffte sogar ein Lächeln. »Wenn man eine Warnung erhalten hat, kann man sich darauf einrichten, denke ich. Das ist gar nicht so schlecht.«

»Einrichten?« flüsterte Mary und kratzte sich nervös an der Nase. »Himmel, wie willst du dich denn darauf einrichten? Mit Leibwächtern oder das Haus in eine Festung umbauen?«

»Nein, da…«

»Sag nichts mehr, Horace, das bringt nichts. Das war kein Mensch, der uns da gewarnt hat oder die Karten der Zukunft aufgeblättert hat. Das ist ein Geist gewesen, für den es sicherlich keine Grenzen gibt wie für Menschen. Diese Geschöpfe kommen überall durch, das wissen wir doch. Wir haben selbst vieles erlebt, und auch John weiß Bescheid.«

»Ja, John«, sagte Horace F.

Mary nickte ihm zu. »Ich weiß, was du damit hast sagen wollen. Du willst ihn anrufen.«

»Er muß Bescheid wissen. Es kann ja durchaus sein, daß das Erscheinen der Geisterfrau auch mit ihm zusammenhängt.«

»Ja, das ist möglich.«

Sehr mühsam stemmte sich Horace F. Sinclair in die Höhe. »Möchtest du auch mit ihm sprechen?«

»Nein, Horace, mach du das. Ich werde es nicht schaffen können, das mußt du verstehen.«

»Sicher«, erwiderte Sinclair und ging.

***

Ich war in meine Wohnung gefahren, und es war eigentlich wie immer, aber trotzdem anders. Schon das Betreten war nicht normal gewesen, ich hatte mich hineingeschlichen, weil ich damit rechnete,

erwartet zu werden. Da wurde ich doch angenehm enttäuscht.

In meinen vier Wänden war es ruhig und auch düster, obwohl die Dämmerung noch nicht hereingebrochen war. Es lag am Tageslicht, das diesen Namen nicht verdiente. Durch die Scheiben floß nur das Grau und verteilte sich in den Zimmern. Ich schaute überall nach, hätte, eigentlich zufrieden sein können, aber ich war es nicht, denn das ungute Gefühl blieb nach wie vor bestehen.

Zudem hatte sich das Wetter meiner Stimmung angepaßt, die war ebenfalls nicht top. Ich dachte mehr nach als sonst. Es war schon ein Grübeln über etwas, das es gab, das ich kannte, aber trotzdem nicht zu fassen bekam.

Die Schattenfrau machte mir Ärger, und sie hatte sich zu einem großen Problem entwickelt. Sie spielte mit mir, sie wußte besser über mich Bescheid, als ich über sie, und das Kreuz hatte ihr auch gezeigt, mit wem sie es zu tun hatte.

Wer war dieses Wesen?

Ich kam mit ihr nicht zurecht. Ich hatte schon zahlreiche Fälle erlebt, in denen Geistwesen eine Rolle spielten. Sie waren aus dem Jenseits gekommen, aus irgendwelchen Zwischenreichen, aber bei dieser namenlosen Geisterfrau mußte es sich um eine besondere Person handeln. Ich dachte auch immer mehr daran, daß sie einmal Hellseherin gewesen war und erinnerte mich auch weit zurück, als ich Kontakt mit einer ähnlichen Person gehabt hatte. Tanith hatte sie geheißen, aber die war ebenfalls gestorben. Der Kontakt zu ihr war später abgebrochen.

Taten sich hier Parallelen auf?

Meine Gedanken kreisten plötzlich um den Kelch des Feuers, in dem Taniths Kugel gestanden hatte. Der Kelch war identisch mit dem Dunklen Gral, den ich geopfert hatte, um meinen Freund Abbé Bloch das Augenlicht zurückzugeben.

Der Kelch befand sich jetzt in dem geheimnisvollen Reich Avalon. Auf der Nebelinsel wurde er von Nadine Berger gehütet, die dort ihre zweite Heimat gefunden hatte.

Ich kannte die Insel, auch wenn ich sie lange nicht mehr besucht hatte.

Ebenso wie ich den Knochensessel bei meinen Freunden in Südfrankreich wußte.

Es hatte sich vieles im Laufe der Zeit verändert, aber ich hatte mich immer wieder den Attacken der anderen Seite stellen müssen.

Durch meine eigene Gedankenversunkenheit hatte ich kaum bemerkt, daß ich nicht mehr durch den Raum ging, sondern in einem Sessel saß und vor mich hingrübelte. Auch das passierte nur, wenn man mit seinen eigenen Gedanken neben sich stand und von der Stille einer leeren Wohnung umgeben war.

Wohin führte mein Zug?

Ich wußte es nicht. Ich war kein Hellseher wie die tote Donata, aber es störte mich schon, daß mir diese Gedanken kamen, denn ich hatte sie einfach nicht gewollt. Und ich verband sie auch nicht mit der Gegenwart, sondern mehr mit der Zukunft. Es war nur ein Gefühl, kein Wissen, aber da kam schon etwas rüber, das eine gewisse Besorgnis in mir hochsteigen ließ und natürlich mit Donatas Erscheinen zusammenhing.

Sorgen für die Zukunft?

Die hätte ich bei meinem Job immer haben können, aber diesmal waren sie um so stärker hervorgetreten, obwohl dieser Fall im Vergleich zu anderen noch recht harmlos war.

Trotzdem sorgte ich mich, und diese Sorgen würden auch bleiben, das war mir klar.

Das Telefon tutete mal wieder im ungünstigsten Moment. Aber es riß mich aus meinen schwammigen Betrachtungen hervor. Ich hob ab, meldete mich, und meine Stimme mußte wohl nicht so top geklungen haben, denn Suko erkundigte sich besorgt: »Ist was, John? Geht es dir nicht gut?«

»Ja, ich bin okay.«

»Hörte sich nicht so an.«

»Man kann ja wohl mal nachdenken.«

»Und worüber?«

Ich lachte kratzig in den Hörer hinein. »Das weiß ich selbst nicht so genau.«

»Du machst dir Sorgen wegen dieser Schattenfrau?«

»Nein, nicht direkt, aber sie war schon der Anstoß für meine Gedanken.«

»Wenn ich dir irgendwie helfen kann, John, dann sag es mir. Ich werde alles tun und alles in Bewegung setzen, damit du aus dieser Klemme herauskommst.«

»Mach dir mal keine Sorgen.«

Suko blieb hartnäckig. »Aber die Schattenfrau ist nicht bei dir erschienen - oder?«

»Sie hat mich in Ruhe gelassen.«

»Immerhin ein Vorteil. Aber glücklich bist du nicht, denke ich mal.«

Ich stöhnte auf und fragte dann: »Was willst du denn, Suko?«

»Nicht viel, aber als Freund mache ich mir Sorgen um dich. Du bist so anders als sonst. Ich kenne dich schon lange, aber deine Reaktion hat mich schon mißtrauisch gemacht. Und von einer November-Depression habe ich bei dir nie zuvor etwas gespürt, und ich will auch jetzt nicht daran glauben.«

»Ja, schon gut.«

»Soll ich gleich zu dir kommen?«

»Nein, es bleibt dabei, was wir besprochen haben.«
»Hat dich dein Vater denn mittlerweile erreicht?«
Als ich diese Frage hörte, befürchtete ich zu vereisen. Ich war mir über den Grund nicht im klaren. Ein Anruf meines Vaters war nun wirklich nichts Schlimmes oder Außergewöhnliches, aber in diesem Fall traf mich die Nachricht genau auf dem falschen Fuß, und ich bekam auch eine trockene Kehle.
»He, bist du noch dran?«
»Sicher, warum sollte ich denn auflegen? Aber ich kann dich beruhigen, ich habe noch keinen Anruf aus Lauder bekommen. Was wollte mein alter Herr denn?«
»Das hat er mir nicht gesagt. Ich dachte nur, daß er…«
»Mal ‘ne Frage«, unterbrach ich ihn. »Kannst du dich daran erinnern, wie seine Stimme geklungen hat?«
»Wie immer.«
Ich mußte lachen. »Suko, das glaube ich dir nicht. Du machst dir Sorgen, da bin ich nicht allein der Grund. Der Anruf aus Lauder hat dich sogar aus dem Gleichgewicht gebracht. Ich habe die Untertöne sehr genau gehört.«
»So kannst du das nicht sehen, John. Ich gebe zu, daß der gute Horace F. Sinclair schon ein wenig bedrückt geklungen hat, aber ich habe ihn nicht nach irgendwelchen Gründen gefragt. Er wollte ja mit dir sprechen.«
»Ist er krank? Oder meine Mutter…?«
»Nein, das auf keinen Fall. Glaube ich nicht. Er wollte mir den Grund auch nicht nennen. Ich habe ebenso nachgefragt wie du, und er sprach von persönlichen Dingen.«
»Aha.«
»Jedenfalls bist du ja wieder auf dem Damm.«
»Was heißt hier auf dem Damm?«
»In der Kantine warst du still.«
»Ich habe nachgedacht.«
»Rechnest du denn noch immer damit, daß die Schattenfrau bei dir erscheint?«
»Ich hoffe es, Suko, ich hoffe es stark, denn ich kann mir auch vorstellen, daß sie schon neugierig auf den Menschen ist, dessen Kreuz sie so durcheinandergebracht hat.«
»Okay, wir sehen uns dann später.«
»Klar. Bis nachher.«
Auf dem Hörer war ein Schweißfilm zurückgeblieben, als ich aufgelegt hatte. Ich kam mit Sukos Botschaft nicht zurecht. Der Anruf war zu einer ungewöhnlichen Zeit erfolgt. Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, was mein Vater von mir gewollt hatte. Das war wirklich komisch.

Meine Hand zuckte, aber ich rief nicht in Lauder zurück. Wenn mein alter Herr sich vorgenommen hatte, seinen Sohn sprechen zu wollen, dann würde er bei mir durchläuten.

Das passierte tatsächlich. Und das Tuten ließ mich zusammenzucken, obwohl ich es erwartet hatte. Plötzlich hatte sich ein kalter Schauer auf meinen Rücken gelegt. Dieses Rieseln ging weiter und fror dann einfach fest.

Ich hob ab und hatte zuvor tief durchgeatmet. Auch mein Herz klopfte schneller. Dabei war ich kein Teenager, der auf den Anruf seiner Angebeteten wartete.

»John…«

Ja, es war die Stimme meines altern Herrn, und der Schauer auf meinem Rücken verdichtete sich. Dennoch riß ich mich zusammen. Ich wollte meiner Stimme keinen anderen Klang geben und sie so normal klingen lassen wie möglich.

»Hi, Dad, das ist aber eine Überraschung. Suko hat mich schon darüber informiert, daß du mit mir reden wolltest.«

»Ja, das stimmt.«

Wieder diese Stimme. Dieser fremde Klang. Das Zittern darin. Die unterschwellige Angst. Ich war mir sicher, daß meinem Vater etwas passiert war, aber ich wollte ihn nicht so direkt fragen, mußte mich wieder zusammenreißen, um locker zu wirken und fragte dann: »Geht es Mutter und dir gut?«

Ich hörte ihn atmen. »John, das ist eine berechtigte Frage.« Er rang um Beherrschung, das war deutlich zu hören. »Aber ich will dir eine ehrliche Antwort geben. Deiner Mutter und mir geht es nicht gut. Deshalb rufe ich dich auch an.«

Ich räusperte mich. Die Gänsehaut blieb. »Okay, Dad, dann sprich, bitte.«

»Wir haben heute am späten Vormittag ein Erlebnis gehabt, das uns keine Ruhe läßt. Es hat uns beide aus der Bahn geworfen. Auch mich, mein Junge, und du weißt, daß ich nicht so leicht aus dem Gleichgewicht zu bringen bin.«

»Das stimmt allerdings.«

»Lange Rede kurzer Sinn, John, wir haben heute eine Erscheinung erlebt, mit der wir nicht zurechtkommen. Da ist jemand am Fenster aufgetaucht, der einfach anders ist. Ein Geist, weißt du? Der Geist einer Frau, ein weibliches Gespenst.«

Ich sah sie vor mir. Ich sah die Schattenfrau wieder, die in der Disco auf der Tanzfläche stand. Sie war furchtbar. Sie war ein Geist, ein Gespenst, der Gruß aus einer kalten Welt, der mich erwischt hatte. Und jetzt auch meine Eltern?

»Hörst du zu, Junge?«

»Ja, Vater.«

»Ich erzähle dir jetzt, was wir erlebt haben, und du kannst mir glauben, davon ist kein Wort erstunken oder erlogen. Das ist uns beiden so widerfahren, und deine Mutter und ich finden für diesen Vorgang keine Erklärung. Es hat auch nichts mit dem Nebel zu tun, der bei uns herrscht; die Person war da.«

»Gut, Dad, akzeptiert. Wie geht es weiter?«

Das bekam ich zu hören. Mir stehen eigentlich nicht oft die Haare zu Berge, in diesem Fall schon, denn was ich von meinem Vater erfuhr, war wirklich sensationell. Seiner Beschreibung nach waren meine Eltern tatsächlich von der Schattenfrau besucht worden. Vor dem selben Wesen, mit dem auch ich es zu tun gehabt hatte.

Ich hörte zu, überlegte dabei und versuchte auch, Schlüsse zu ziehen, was allerdings schlecht möglich war. Irgendwie kam ich nicht damit zurecht, vielleicht war ich auch zu nervös, weil dieses unheimlichen Vorgänge in persönliche Dinge eingebettet waren, und so bekam ich erst später mit, daß mein Vater nicht mehr redete. Nur sein heftiger Atem erreichte noch mein Ohr.

»John, hast du alles gehört?«

Ich schüttelte mich. »Natürlich, Vater, sorry.«

»Was sagst du?«

»Zunächst einmal nichts, weil ich so überrascht bin.«

»Aber du glaubst mir doch?«

»Sicher, Vater.«

»Das ist gut.«

Natürlich glaubte ich ihm jedes Wort. So etwas konnte sich niemand ausdenken, das war völlig ausgeschlossen. Diese Parallelen waren nicht zufällig entstanden. Meine Eltern hatten dieselbe Frau gesehen wie ich, obwohl wir räumlich weit voneinander getrennt lebten, was für Geistwesen jedoch kein Problem darstellte.

Ich schluckte erst einmal das würgende Gefühl hinunter. Dann atmete ich durch. Mein Vater akzeptierte dies nicht, verständlich, bei dem, was er und seine Frau durchlitten hatten, und so fragte er weiter: »John, was kann das zu bedeuten haben? Ich habe dir diese Person beschrieben, aber ich selbst kenne sie nicht. Deiner Mutter ergeht es ebenso. Wir sind beide überfragt.«

»Sie ist ein Geistwesen«, sagte ich. »Sie ist feinstofflich.«

»Okay, das weiß ich selbst. Aber wer kann sie sein? Ich kann mir vorstellen, daß dich diese Frage aufregt, nur…«

»Sie heißt Donata!«

Stille. Nur für einen Moment. Dann hörte ich das heftige Keuchen und vernahm auch die Stimme meiner Mutter im Hintergrund. Schließlich hatte sich mein alter Herr wieder gefangen, denn er stöhnte beim Sprechen auf. »Du kennst sie?«

»Ja, Vater, ich kenne sie. Sie hieß, als sie noch normal lebte wie wir

beide auch, Donata. Sie stammt aus Rußland, und in ihrer Heimat war sie als Hellseherin bekannt. Man nannte sie dort den weiblichen Nostradamus. Aber sie wurde getötet, und ihr Geist befindet sich auf einer unruhigen Reise.«

»Ist das alles, John?«

»Ja, was sollte noch…?«

»Ich kann es dir nicht sagen, aber ich komme nicht damit zurecht. Warum sind gerade wir von ihr besucht worden? Warum, John? Kannst du mir den Grund nennen?«

»Du hast ihn gehört, Vater.«

»Sag ihn, John. Ich bin zu durcheinander, um mich noch an ihn erinnern zu können.«

»Der Fluch der Sinclairs, Vater«, sagte ich mit leise Stimme. »Er ist noch nicht vorbei…«

»Mein Gott!« keuchte er nach einer kurzen Pause. »Meine Güte, du hast recht.« Im Hintergrund sprach wieder meine Mutter. Wahrscheinlich wollte sie auch an den Hörer, was mein alter Herr nicht zuließ. »Was haben wir denn getan? Deinen oder unseren Ahnherrn gibt es nicht mehr. Welcher Fluch soll weitergehen, und wie soll das geschehen, John? kannst du mir das sagen?«

»Nein, Vater, das kann ich nicht. Fest steht, daß die Schattenfrau euch und mich besucht hat. Mehr kann ich dazu auch nicht sagen. Tut mir ehrlich leid.«

Ich hörte ihn atmen. Er überlegte auch und sagte dann etwas, das der Wahrheit ziemlich nahe kam. »John, ich habe das Gefühl, daß du mir nicht die ganze Wahrheit gesagt hast. Du verschweigst mir etwas, um uns nicht zu beunruhigen.«

»Warum sagst du das?«

»Weil ich dich kenne!«

»Vater.« Ich verdrehte die Augen und gab meiner Stimme einen beruhigenden Klang. »Wir leben noch. Es hat uns nicht erwischt, daran solltest du denken. Mutter ist okay, du bist es ebenfalls. Ich telefoniere mit dir, mir ist nichts geschehen, und ich habe Donata auf der Tanzfläche vertreiben können.«

»Das will ich wissen, John. Ich muß es sogar wissen. Wie ist es dir bei der Begegnung ergangen?«

»Nicht sehr schlimm. Ich war wohl überrascht, aber sie hat nicht versucht, mir etwas zu tun.«

»Aha, dann kann ich davon ausgehen, daß du die Geisterfrau als harmlos einstufst?«

Über diese Brücke wollte ich nicht gehen und erwiderte deshalb: »Das habe ich damit nicht gesagt, aber unsere Begegnung endete nicht mit Tod und Gewalt. Ich hatte auch nicht den Eindruck, daß sie mich unbedingt angreifen wollte. Sie verschwand einfach, und sie ist dann

bei dir aufgetaucht. Die Gründe kenne ich nicht.«

Der alte Herr ließ nicht locker. »Es hat doch einen Toten gegeben, diesen Wirt, nicht wahr?«

»In der Tat.«

»Dann wird sie uns auch…«

Ich ließ ihn nicht ausreden. »Vater, wenn sie das gewollt hätte, würden wir beide nicht mehr leben. Das mußt du begreifen. Dann wären wir schon tot.«

Er zögerte, gab mir dann aber recht. »Aber du kannst dir vorstellen, daß es uns nicht gutgeht. Ich frage mich noch immer, weshalb sie sich gerade uns ausgesucht hat. Bei dir kann ich das noch nachvollziehen, aber nicht bei deiner Mutter und mir. Das müßte dir doch auch klar sein, John.«

»Ja, und es macht mich nachdenklich.«

»Immerhin etwas. Noch eine Frage, Junge, was sollen wir jetzt tun? Wie könnte es weitergehen? Ich weiß, daß du diesen Fall nicht aus den Händen legen kannst. Du wirst sie jagen, du wirst diese Geisterfrau stellen müssen, um herauszufinden, welche Motive sie leiten und welche Verbindung es zwischen ihr und uns Sinclairs gibt.«

»Das werde ich versuchen.«

»Kommst du denn her, soll ich dich von Mutter fragen?«

»Das kann ich nicht sagen, Dad. Ich muß erst einmal abwarten. Ich will ehrlich sein. Im Moment sitze ich hier in meiner Wohnung und warte tatsächlich darauf, daß diese Schattenfrau erscheint. Deshalb hast du mich nicht im Büro erreicht.«

»Was macht dich denn so sicher, daß sie kommt?«

»Ich gehe mal davon aus, daß ich sie gelockt habe. Mein Erscheinen in diesem Lokal könnte sie verwirrt haben. Deshalb gehe ich davon aus, daß sie einfach mehr wissen möchte. Um das zu erfahren, muß sie einfach kommen.«

»Und dann?«

»Ich habe keine Ahnung, Vater, wie ich mich verhalten soll. Aber mir wird schon etwas einfallen«, erklärte ich ihm, und meine Stimme klang wieder optimistischer.

»Das will ich hoffen. Mutter steht übrigens noch neben mir. Sie möchte dich auch noch sprechen.«

»Dann gib sie mir.«

Mein Vater verabschiedete sich und hatte sich dabei sehr müde angehört. Ich mußte einfach mit meiner Mutter reden und sie beruhigen, was nicht leicht war, denn sie litt stärker unter den Eindrücken als mein alter Herr. Immer wieder warnte sie mich, sprach kaum von sich selbst, hatte während ihrer eigenen Angst noch Angst um mich, und ich konnte sie kaum beruhigen.

Sie sprach auch des öftern davon, wie traurig dieser Geist auf sie

gewirkt hatte, als wäre etwas Schreckliches geschehen, oder es stünde kurz bevor.
Ich versuchte immer wieder, ihr Hoffnung zu geben und war davon überzeugt, daß wir das alles auf uns zukommen lassen mußten. Ich appellierte an ihre Stärke, was sie schließlich auch hinnahm, und irgendwann verabschiedete sie sich von mir.
Ich legte den Hörer ebenfalls auf und zitterte dabei. Es waren nicht nur die Arme in Mitleidenschaft gezogen worden, mir ging es am gesamten Körper nicht gut. Der Druck im Magen wollte einfach nicht weichen.
Unsichtbar über uns lag ein Fluch.
Der Fluch der Sinclairs…
Einmal waren wir ihm entgangen, aber der Spieß konnte sich auch drehen. Man hat nicht immer Glück im Leben. Es braute sich einiges zusammen, dessen war ich mir sicher.
Eines hatte ich weder meinem Vater noch meiner Mutter gegenüber erwähnt. Ich dachte darüber nach, als ich in der Küche stand und mir etwas zu trinken einschenkte.
Immer wenn die Schattenfrau erschien, geschah ein Unglück, dann starb jemand.
Aber ich lebte noch.
Meine Eltern auch.
Warum waren wir nicht gestorben? Warum hatten wir diesen Fluch durchbrochen?
Ich wußte noch nichts, aber ich konnte mir vorstellen, daß Donata mit uns etwas Besonderes vorhatte. Damit schloß sich der Kreis wieder, und ich dachte an den Fluch der Sinclairs.
Die Zukunft sah nicht gut aus. Aber wann hatte sie schon einmal strahlend wie eine Sonne gewirkt? Es war schwer für mich, da eine Erinnerung zu finden.
Ich trank das Glas leer und war der Meinung, nur ein winziges Stück weitergekommen zu sein. Meine Gedanken kreisten wieder um den Begriff Hellseherin.
Ich blieb in der kleinen Küche, lehnte an der Spüle und dachte nach.
Donata hatte in die Zukunft blicken können. Alles wies darauf hin, daß sie zu den Menschen gehörte, die es wirklich verstanden, das Schicksal zu deuten. Sie war kein Scharlatan, sie mußte ernst genommen werden.
Bisher war sie nur kurz erschienen. Bei meinen Eltern ebenso wie bei mir, und sie hatte eine Warnung ausgesprochen. Eine Warnung, die den Tod beinhaltete.
Aber nicht jetzt, nicht sofort - in der Zukunft!
Ich mußte mich räuspern, um den Druck im Hals loszuwerden. Plötzlich kam ich mir so verdammt allein vor. Jetzt brauchte ich

meine Freunde, um mit ihnen über das Problem reden zu können.

Ich verließ die Küche, trat in den Wohnraum - und zuckte sofort zurück.

Ein Adrenalinstoß jagte durch meinen Körper. Er trieb mir den Schweiß auf die Stirn.

Ich hatte Besuch bekommen. Ein Geist war da. Donata, die Schattenfrau!

***

In diesen, mir schrecklich lang vorkommenden Augenblicken wußte ich nicht, ob ich mich freuen oder im Boden versinken sollte. Es war alles so anders und so fremd für mich geworden, und ich spürte wieder diesen Strom der Kälte auf meinem Rücken, als hätte man mich doch mit eiskalten Knochenhänden berührt.

Irgendwo hatte ich mir ihr Erscheinen gewünscht, doch jetzt, wo sie vor mir stand, da war doch der Druck zu spüren, der mich gefangen und umzingelt hielt.

Ich sprach nicht, sie tat es nicht. Donata stand einfach nur da. Sie hatte ihren Standort an meiner Sitzecke eingenommen, aber sie stand nicht normal auf dem Fußboden, sondern schien mit den Möbelstücken verwachsen zu sein. Der Körper löste sich zu den Füßen hin immer mehr auf und verschwand in den Polstern.

Mein Blick richtete sich wieder nach oben, denn mich interessierte ihr Gesicht.

Natürlich war es feinstofflich wie alles andere an ihr, aber ich hatte trotzdem den Eindruck, als wäre es schärfer hervorgetreten als der übrige Teil. Es war nicht so verschwommen. Wenn ich schon den Vergleich anstellte, daß dieser Geist aussah wie gezeichnet, dann trat die obere Hälfte deutlicher hervor.

Es war nicht das erste Mal, daß ich diesem Wesen gegenüberstand, und es war auch nie gleich, wenn ich an meine Gefühle dachte und auch an die Aura, die von diesen Geschöpfen ausging. Hier aber wußte ich nicht Bescheid. Ich war nicht in der Lage, das Erscheinen der Schattenfrau einzuordnen. Ich fühlte mich auch nicht bedroht, allerdings auch nicht von der Erscheinung angezogen. Die Geisterfrau vermittelte mir eine gewisse Neutralität. Ich nahm sie einfach hin, ohne sie allerdings werten zu können.

Die Zeit dehnte sich. Jeder wartete darauf, daß der andere den Anfang machte. Ich hielt mich zurück, weil ich auch darüber nachdachte, ob ich das Kreuz noch einmal einsetzen wollte. Ich ließ es bleiben, ich wollte kein Risiko eingehen und sie möglicherweise noch vertreiben. Sie war freiwillig zu mir gekommen, als wollte sie etwas von mir, und das sollte sie auch sagen.

Ich konzentrierte mich weiterhin auf ihr Gesicht, in dem ich jedoch

keine Regung sah. Sie lächelte auch nicht, sie strahlte mir auch nichts Böses entgegen, diese Person war einfach neutral. Dennoch ging ich davon aus, daß sie einen Auftrag hatte, ein Bedürfnis, mit mir »reden« zu wollen.

Auch dachte ich an den Anruf meines Vaters. Mir lag auf dem Herzen, sie nach dem Grund des Erscheinens in Schottland zu fragen, und ich konnte die Worte nicht länger zurückhalten, so war ich es dann, der das Schweigen brach.

»Warum hast du meine Eltern besucht?«

Hatte mich die Erscheinung verstanden? In den folgenden Sekunden erfuhr ich darüber nichts, denn sie ließ sich Zeit. Ich wollte die Frage noch einmal stellen, als die Luft plötzlich von einem schrillen Sirren erfüllt war.

Stimmen waren das nicht, sondern nur hohe, schrille Laute, die sich allerdings zu Stimmen vereinigten und mich als flüsternde Botschaft erreichten.

»Es ist nicht wichtig, John Sinclair, noch nicht. Ich bin aus einem anderen Grund bei dir erschienen.«

»Aus welchem?«

Die Gestalt aus dem Geisterreich konnte sogar lachen, was wie ein helles Kichern klang. »Ich möchte dir etwas erzählen. Ich will von mir berichten und dir das Wissen geben, das du später brauchst.«

»Später? In der Zukunft?«

»Ja.«

Ich hakte nach und fragte: »Dann kennst du meine Zukunft und die meiner Eltern?«

Diesmal ließ sie mich im Stich, denn auf eine Antwort mußte ich verzichten. Statt dessen bat sie mich, nicht länger herumzustehen, sondern in einem der Sessel Platz zu nehmen, damit ich es bequemer hatte. Ich wollte keinen Streit oder Unstimmigkeiten, deshalb fügte ich mich, setzte mich nieder und streckte die Beine aus. Die Absätze stemmte ich dabei gegen den Boden.

Es war auch für mich eine ungewöhnliche Situation, etwas Derartiges in meiner eigenen Wohnung zu erleben. Ich fühlte mich in den vier Wänden wie ein Gast, der erst einmal abwartete und einer anderen Person die Initiative überließ.

Durch die neue Perspektive kam mir die Person ziemlich klein vor, denn ich mußte an ihr hochschauen. Sie hatte ihren Standort nicht verändert, aber dort, wo sich der Mund befand - er war nur zu ahnen - drang mir wieder das Wispern entgegen.

»Du mußt dich entspannen, John Sinclair, und du mußt mir diesmal vertrauen…«

Sie wiederholte die Worte einige Male mit einer Intensität, die auch auf mich überschlug. Ich fühlte mich von der Schattenfrau in geistige

Fesseln gelegt und dachte auch nicht daran, irgendeinen Widerstand zu leisten. Ich versuchte, ihren Forderungen nachzukommen, entspannte mich und konzentrierte mich dabei voll und ganz auf sie.

Sie beugte sich vor. Ihr Gesicht vergrößerte sich. Oder kam es mir nur so vor? Innerhalb kürzester Zeit hatte sich die Atmosphäre im Raum verändert. Nicht ich hatte mehr das Sagen, sondern die Schattenfrau, die sich auch nicht beirren ließ.

Ich merkte es daran, daß ich immer weiter wegschwamm, obwohl ich noch im Sessel saß, aber den Druck der Sitzfläche immer weniger spürte. Das Gefühl, zwischen Himmel und. Erde zu schweben, verdichtete sich immer mehr.

»Du siehst mich als Geist, John Sinclair, aber ich will dir von meinem Leben als Mensch, Frau und Hellseherin berichten. Ich will dir auch die Chance geben, gewisse Hintergründe erforschen zu können, und ich möchte dir sagen, daß nichts, aber auch gar nichts vergeht. Alles bleibt, auch wenn es verschwunden ist. Es tritt nur in eine andere Sphäre ein, wo es dann gespeichert werden kann. Man kann die Dimensionen nicht messen, der menschliche Geist begreift sie nicht, aber die Bilder eines menschlichen Lebens und die Stationen vergehen nicht. Sie vermischen sich miteinander, und es bedarf einer großen Anstrengung und Kunst, sie wieder hervorzuholen. Hast du mich verstanden, John Sinclair?«

Das hatte ich. Aber es war trotzdem so seltsam. Ich saß in meiner eigenen Wohnung, spürte den Sessel unter mir, und trotzdem kam ich mir vor, als wäre ich dabei, mich zu lösen und fortzufliegen. Die Physik der Welt war dabei, sich aufzulösen. Da verschwammen und verflossen die Konturen miteinander. Es war ein geistiger Strom entstanden, der auch mich wegschwemmte und einfach hineintrug in die Bilder der Erinnerung, die durch die Erzählungen der Schattenfrau entstanden.

»Nichts ist verloren«, hörte ich sie noch sagen. »Man kann wieder alles zurückholen, was ich dir beweisen werde. Ich hole dir die Bilder zurück. Ich werde dir mein Leben zeigen, denn du sollst sehen, wie es mir ergangen ist.«

Eigentlich hatte ich ihr noch eine Antwort geben sollen, aber das war nicht mehr möglich. Meine Stimme versagte oder war nicht mehr da.

Dafür sah ich etwas anderes. Vor mir öffnete sich die Welt wie eine Bühne. Sie zeigte mir Bilder, eine Landschaft, ein Haus, auch Menschen, und mein letzter Gedanke war, daß mich die Schattenfrau an ihrem ersten, normalen Leben teilnehmen ließ, das sie tatsächlich abgerufen hatte wie eine gespeicherte Information aus einem Computer.

Und so präsentierte sie mir die Lösung…

***

Donata war in den letzten Tagen ziemlich nervös gewesen. Sie wußte, daß etwas Entscheidendes bevorstand, und sie ahnte auch, daß sie dem nicht standhalten konnte.

Es hatte nichts mit ihrer Begabung zu tun. Nichts mit der Hellseherei. Es waren die Dinge des Tagesgeschäfts. Essenzen aus einer normalen und brutalen Welt. Auf dem Rußland von heute, in dem es so viele Extreme gab.

Das Kloster mit den Nonnen gehörte dazu. Eine Fluchtburg aus dem Alltag. Nicht mehr als ein Versteck mit allen Unsicherheiten wie zu den Zeiten der UdSSR, nein, dieses Kloster war wieder zu dem geworden, was es früher einmal gewesen war.

Mit einem Unterschied.

In einem kleinen Anbau lebte Donata, die Hellseherin. Dort empfing sie ihre Kunden, dort redete sie über die Zukunft, was sie sich von gewissen Leuten, die genügend Geld besaßen, auch gut bezahlen ließ. Und dieses Geld wiederum kam dem Kloster zugute, das im eigentlichen Sinne kein Kloster war, sondern mehr die Tradition der Beginen fortsetzte, wo Frauen lebten und ihren Handwerken nachgingen und sich häufig hinter dicken Mauern versteckten. Nur hatten sie nie heiraten wollen, ihre einzige Gemeinsamkeit mit den Nonnen.

Donata war angesehen. Man respektierte sie. Über einen Andrang von Kunden konnte sie sich nicht beklagen, aber sie tat auch außerhalb ihres direkten Wirkens Gutes, weil sie davon überzeugt war, es tun zu müssen, allein aus Dankbarkeit ihrer Begabung gegenüber.

Seit einer Woche lebte sie nicht mehr allein. Da war Natascha bei ihr.

Eine zweiundzwanzigjährige, junge, bildschöne Frau mit dunklen Glutaugen, die von einem gerissenen Geschäftsmann aus London im letzten Augenblick geflohen war, weil ihr plötzlich die Augen geöffnet wurden.

Er hatte ihr den Himmel versprochen, aber sie würde in der Hölle landen, davor hatten Freunde sie gewarnt, und deshalb war sie geflohen. Nur nicht nach England, nur nicht nach London, und sie hatte sich bei Donata versteckt.

Die Hellseherin wußte, welches Schicksal der jungen Frau drohte und auch, was hinter ihr lag. Ein Mann wie dieser Frogg würde nicht so leicht aufgeben. Er würde versuchen, sie zurückzuholen, auch wenn sie sich noch so gut versteckt hielt, denn Typen wie er hatten auch in der Fremde die besten Beziehungen.

Am späten Nachmittag des siebten Tages, es war ein Samstag, und auch Donata hatte Feierabend, wollte sie sich die Zeit nehmen, um mit Natascha zu sprechen.

Ihre Ahnungen waren in der letzten Nacht zur düsteren Gewißheit

geworden. Sie spürte das Herannahen einer Gefahr. Sie wußte, daß dieser Frogg unterwegs war, denn er hatte eine Spur gefunden und würde Natascha zurückholen.

Deshalb mußte die junge Frau so schnell wie möglich verschwinden. Donata überlegte nur noch, wie sie es ihr beibringen sollte. Jedenfalls durfte sie nicht mehr länger warten. Sie hatte die junge Frau für den Abend zu sich bestellt und wollte bis zum Zeitpunkt des Treffens noch über sich selbst nachdenken.

Das klosterähnliche Gemäuer lag abseits. Versteckt hinter einem Birkenwald.

Es führte nur eine schmale Straße ans Ziel, und jenseits der Eingangsmauern erstreckte sich ein kleiner Park, nicht eingezäunt, nur ein Gelände, das von den Frauen kultiviert und in einen Garten umgewandelt worden war.

Sie nutzten ihn als Nutzgarten, aber auch als Ruhezone, denn hinter hohen Hecken und auch zwischen ihnen standen grün gestrichene Bänke, die im Sommer als Ruheplätze dienten.

Donata verließ ihr Reich. Sie trug ihr langes, dunkelgrünes Kleid, schon mehr ein Umhang mit Kapuze, die sie hochstreifte, als sie durch den schmalen Gang schritt. Vorbei an den Fenstern, von denen einige vergittert waren. Diese Eisenstäbe stammten noch aus alten Zeiten und waren nicht entfernt worden.

Donatas Gesicht war starr. Man sah ihr die Konzentration an. Sie war ein männlich-herber Typ, aber nicht ohne Reiz.

Das schmale Gesicht mit der geraden Nase, dem ausdrucksstarken Mund und den weich geschwungenen Brauen über den blauen Augen machten sie schon äußerlich zu einer starken Persönlichkeit, der sich niemand entziehen konnte.

Sie hatte Macht über ihre Kunden, das wußte sie, aber sie nutzte diese Fülle nie aus.

Der Gang führte weiter in das eigentliche Kloster hinein, einem wuchtigen Bau aus dunklem Mauerwerk mit angeschlossener Kapelle.

Dorthin wollte sie nicht. Sie mußte zuerst in den Park, um sich noch einmal über die folgenden Stunden klarzuwerden.

Natascha schien etwas zu ahnen. In den letzten beiden Tagen war sie nervös geworden und hatte immer wieder nach Frogg gefragt, aber nie eine konkrete Antwort erhalten.

Donata öffnete die Tür.

Es war Herbst. Der Wind war kalt geworden. Die Birken hatten längst ihre Blätter verloren, die wie ein bunter Teppich auf dem Boden lagen.

Kaum ein Vogel sang oder zwitscherte, die Natur war dabei, sich zur Ruhe zu legen, und die Luft hatte bereits einen gewissen Geruch angenommen, der auf Schneefalll hindeutete.

Donata schloß die Tür hinter sich nicht ab. Sie stemmte sich gegen

den Wind, drehte sich dann nach links, spürte ihn jetzt im Rücken und schritt durch das Laub hinweg ihrem Ziel entgegen.

Es war der Garten mit seiner parkähnlichen Landschaft. Dort stand auch die Bank, die von beiden Frauen gern als Treffpunkt genutzt wurde, und Donata wollte dort nachdenken.

Sie ging dicht an den Hecken entlang. Hin und wieder wurde sie von den Spitzen der Zweige gestreift und kam sich dabei vor, als wollte ihr die Natur einen besonderen Gruß zusenden. Die Hecken gaben den typischen Herbstgeruch ab. Ein wenig morbide, nach Tod und Vergänglichkeit duftend, Zeichen der Vergänglichkeit und auch daran erinnernd, daß sich das Jahr dem Ende zuneigte.

Wohin mit Natascha?

Diese Frage stellte sich die Hellseherin schon quälend. Sie wußte bisher keinen Ausweg, und sie wollte, daß Natascha ihr bei der Suche nach einer Lösung half.

Das Laub knisterte unter den Sohlen. Noch waren nicht alle Blätter gefallen. Immer wieder wehten welche müde durch die Luft, als wüßten sie, daß sie sterben mußten.

Sterben…

Donata verdrängte den Gedanken daran bewußt, obwohl er sie in den letzten Nächten schon gequält hatte. Sie sah es als ein böses Omen an, aber sie schaffte es leider nicht, trotz ihrer Fähigkeiten, in die eigene Zukunft zu sehen.

Da gab es eine Sperre. Sicherlich auch positiv einzustufen, so konnte sie unbelasteter und normaler leben.

Der Park mit seinen Hecken glich schon einem kleinen Labyrinth. Im Sommer schattig, immer etwas kühl, eignete er sich als idealer Ort zum Entspannen. Jetzt aber, wo die Tage kürzer und die Schatten länger geworden waren, strahlte er schon eine etwas unheimliche und morbide Atmosphäre aus, an die sich selbst eine Bewohnerin des Hauses wie Donata gewöhnen mußte.

In ihrer dunklen Kleidung wirkte sie selbst wie ein Schatten, als sie an den Hecken vorbeistrich und immer wieder von ihnen berührt wurde. Der Himmel hatte eine bleigraue Farbe angenommen, und in sie hinein schob sich die Dämmerung.

Die Hellseherin wollte nicht bis in die Nacht hinein im Freien sitzen. Sie und Natascha mußten so rasch wie möglich zu einem Ergebnis kommen, denn sie hatte sich vorgenommen, noch in der Nacht einige Veränderungen vorzunehmen.

Den Hauptweg hatte die Hellseherin verlassen; sie war nach rechts eingebogen in den Wirrwar der kleinen Wege und hohen Hecken. Die würden auch im Winter ihre Blätter nicht verlieren. Sie blieben immer grün, auch wenn sie unter der Last einer hellen Schneedecke begraben wurden.

Die Bank stand ziemlich weit hinten. Zu dieser Jahreszeit konnte sich Donata sicher sein, allein durch den Garten zu gehen. Es würde auch niemand auf der Bank sitzen, um die hereinbrechende Dunkelheit zu beobachten.

Niemand?

Sie blieb plötzlich stehen, als sie das Paar Beine sah. Es schaute aus der Hecke hervor, denn die Bank stand in einem Einschnitt der breiten Hecke und lag so im tiefen Schatten.

Die Hellseherin blieb stehen. Ihr Hals wurde plötzlich trocken, und etwas Heißes drang durch ihren Körper. Sie spürte die Hitze auch im Hirn, ihre Augen wurden in Mitleidenschaft gezogen. Das normale Bild verschwand für einen winzigen Augenblick und schuf einer dunklen Szene Platz.

Düster wie der Tod…

Donata schloß die Augen. Das Bild blieb. Eine Warnung, eine furchtbare Ahnung, und sie hätte eigentlich zurückgehen müssen, was sie nicht tat.

Sie öffnete die Augen wieder, um dorthin zu schauen, wo sie die Beine gesehen hatte.

Sie waren weg!

Die Frau stöhnte auf. Plötzlich zitterte sie. Viel hatte sie nicht gesehen, aber das wenige reichte ihr. Sie hatte sich auf ihre eigenen Kräfte verlassen können und glaubte daran, ein Bild aus der Zukunft entdeckt zu haben.

Sie atmete sehr laut aus, schüttelte den Kopf und setzte ihren Weg fort.

Wenig später blieb sie vor der Bank stehen. Nichts wies darauf hin, daß hier jemand gesessen haben könnte. Auf den Holzbalken klebten noch einige Blätter, ansonsten sah sie nur das grüne Holz.

Sie setzte sich nicht. Plötzlich hatte sie ihren Plan umgeworfen. Der Wind drang kaum bis zu dieser Stelle vor, weil die Hecken ihn abhielten wie Mauern.

Die Frau fröstelte dennoch. Die Kälte kam bei ihr von innen, und sie war mit dem Wissen verbunden, daß durchaus etwas schiefgehen konnte oder schon schiefgegangen war.

Donata floh nicht. Sie war es gewohnt, den Schwierigkeiten ins Auge zu sehen. Sie konnte sich wehren, wenn es darauf ankam, aber heute war es anders.

Die Stille gefiel ihr nicht. Sie schmeckte nach Gewalt und auch nach Tod. Der Gedanke an Natascha schoß ihr durch den Kopf. Sie sah wieder die Beine vor sich - und hörte plötzlich das Rascheln und auch die Schritte in ihrem Rücken.

Sie schnellte herum.

Den Mann sah sie nicht, nur den dunklen Arm, der schattengleich

hochgeschnellt war und nun wieder zusammen mit seiner Verlängerung nach unten raste.

Donata erwischte es hart. Der Treffer wuchtete gegen ihren Hals, und sie spürte, wie in ihrem Kopf etwas explodierte, sie den Boden unter den Füßen verlor und dann zusammensackte.

Ihr letzter Gedanke vor der Bewußtlosigkeit galt diesem verfluchten Frogg, der nun gewonnen hatte…

***

Und der erste Gedanke galt ebenfalls ihm, als sie aus ihrem Zustand erwacht war und die Augen geöffnet hatte. Denn da sah sie ihn wie einen dicken, fetten Frosch auf der Bank hocken, wobei das Bild auch täuschen konnte, denn so klar war ihr Blick leider nicht geworden.

Aber er war es, daran gab es keinen Zweifel. Und sie spürte in ihrem Magen den Druck. Er trieb ihr die Angst hoch bis in den Kopf, wo sie zu einem Kreisel wurde, der für einen erneuten Schwindel verantwortlich war und wieder für das Aus sorgte.

Das zweite Erwachen war anders. Da hatte man ihr einen nassen Lappen ins Gesicht geschlagen, sie noch hart gerüttelt, um sie dann hochzustemmen. Nicht Frogg war daran beteiligt. Er hockte auch weiterhin auf seiner Bank, eingepackt in eine grüne Jacke und die Beine nach vorn geschoben. Die Hände hatte er in den Taschen vergraben.

Auf seinen Lippen lag ein böses, feistes Grinsen.

»Wo ist sie?« fragte er nur.

Donata fühlte sich noch zu schwach, um antworten zu können. Sie sagte nichts.

Zwei Männer hielten sie fest. Das änderte sich auf einen Wink des Chefs hin. Donata wurde losgelassen, kam aber nicht dazu, sich zu drehen oder zu bewegen, denn einer war blitzschnell hinter sie getreten, hatte ihre Arme gepackt und sie so hart auf den Rücken gedreht, daß es bis in die Schultern hinein schmerzte.

Ob sie es wollte oder nicht, sie stöhnte auf und beugte ihren Oberkörper nach vorn.

»Langsam«, sagte Frogg. »Sie soll ja noch etwas sagen können.«

Der Druck verminderte sich. So war Donata wieder in der Lage, sich aufzurichten.

Frogg grinste noch immer. Diesmal allerdings eisig. Seine Augen sahen ebenfalls so aus, als wären sie von einer dünnen Eisschicht bedeckt worden. »Hör jetzt genau zu. Ich bin ungeduldig geworden. Ich habe mich schon zu lange in diesem Land aufgehalten. Ich will nicht mehr, verstehst du das? Ich möchte weg, aber ich will nicht allein verschwinden. Ich will mein Kapital mitnehmen. Ich will Natascha in meiner Heimat heiraten. Oder verheiraten lassen. Aber sie

ist weg. Wo steckt sie?«

»Ich weiß nicht!« flüsterte Donata.

»Hä.« Frogg öffnete den Mund. Dann bewegte er durch ein Verziehen des Gesichts die flache Nase. »Deine Antwort hat mir nicht gefallen, verdammt!«

»Wieso? Ich…«

»Nichts ich.« Er kratzte Schuppen von seinem Kopf weg. Das Zeug wirbelte wie Schnee auf die Bank. »Ich möchte nur wissen, ob ich dich richtig verstanden habe. Du weißt also nicht, wo sich diese Natascha aufhält?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Ha.« Jetzt schabte er über seinen Hals, dicht unter dem Kinn. »Dabei bleibst du also?«

»Ja.«

»Gorgo, dein Spiel!«

Mehr brauchte Frogg nicht zu sagen. Der Kerl nickte nur. Er trug eine Pudelmütze und eine Lederjacke. Sein Gesicht war etwas entstellt, weil sein linker Nasenflügel fehlte.

Und noch etwas war an ihm anders.

Er hatte nur eine normale Hand.

Die rechte hatte er durch eine Stahlkralle ersetzen müssen. Als er sie anhob, kicherte er.

Donata schaffte es nicht mehr, darüber nachzudenken, was mit ihr geschehen würde, denn die Kralle tanzte zweimal vor ihrem Gesicht hin und her.

Beim ersten Tanz wurde sie nacheinander von der Hand und der Kralle erwischt. Der beißende Schmerz in der rechten Gesichtshälfte vereinigte sich mit dem in der linken. Beide waren zusammengelaufen, und Donata glaubte, daß ihr Gesicht in Flammen stehen würde.

Krallenhand war zurückgetreten. Seine Augen funkelten. Er beobachtete, wie das Blut aus den frischen Wunden strömte und das Gesicht der Frau entstellte.

Donata litt unter den Schmerzen. Es war keine Haut mehr im Gesicht.

Nur rohes Fleisch und Blut. So zumindest stellte sie es sich vor, um auch die Schmerzen begreifen zu können, die ihr die Tränen in die Augen getrieben hatten.

Sie sah diesen widerlichen Frogg nur verschwommen. Wie ein dahingestellter Sack hockte er auf der Bank und amüsierte sich dabei köstlich. Das Lachen klang widerlich, brach aber nach wenigen Sekunden ab, als er die nächste Frage stellte.

»Wo ist sie?«

Donata fühlte sich nicht in der Lage, eine Antwort zu geben, deshalb schüttelte sie den Kopf.

»In eurem Kloster?«
Die Hellseherin schwieg.
»Gut.« Frogg nickte. »Wie gesagt, ich habe nicht mehr viel Zeit. Wir haben sie nicht gefunden. Wir waren schon in eurem Bau und haben dort aufgeräumt. Natascha war nicht da. Du hast sie sicherlich weggeschickt, aber das akzeptiere ich nicht, verstehst du? Auf keinen Fall werde ich das zulassen.« Er stand auf. »Auch wenn ich auf sie verzichten muß, eine allerdings ist schuldig, und das bist du. Deshalb werde ich mit dir abrechnen.«
Donata ahnte, was das bedeutete. Sie quälte sich die Frage regelrecht ab, denn das Blut war von den Wangen her auch über ihre Lippen geflossen und hatte den Mund verschlossen.
Obwohl sie der zweite Kerl festhielt, schwankte sie. In ihren Knien steckte das Zittern, aber sie war noch so weit klar, daß sie Froggs Bewegung wahrnahm.
Er nickte seinem Killer Gorgo zu!
Der nickte zurück.
Frogg grinste Donata an. »Das ist es dann wohl gewesen, meine Liebe«, sagte er. »Ich habe mich nicht grundlos angestrengt, und ich lasse mir auch nichts nehmen.«
»Sie werden an Ihrem Tun keine Freude haben!« flüsterte Donata.
»Doch, das werde ich!«
»Nein!«
Frogg war plötzlich unsicher geworden, denn er hatte in die Augen der Frau geschaut, und sie kamen ihm vor wie zwei Dolche oder blanke Scherben, als wollten sich diese tief in ihren Kopf hineinbohren. Nein, er sah keine Bilder, trotzdem las er etwas in diesen Augen, das ihn zurückschrecken ließ.
Sein Herz klopfte wie verrückt. Er hustete. Er war unsicher geworden.
Die Augen waren so verdammt wissend. Sie wußten alles. Etwas warnte ihn, nur keinen Fehler zu machen, den er später bereute. Da war eine Macht in den Augen, die ihn fast verzweifeln ließ, aber er sprang über die Mauer hinweg.
»Gorgo!«
Und Gorgo tat, was man ihm befohlen hatte. Mit seiner Krallenhand drosch er wieder zu. Diesmal zielte er nicht auf das Gesicht der Frau, sondern auf den Körper.
Dreimal bohrte sich die Hand in den Leib der Frau.
Donata, die Hellseherin, starb noch im Stehen. Erst als Frogg nickte, ließ der Kerl die Tote los.
Auf dem lichten Blätterteppich vor der Bank sank die Tote zusammen.
Sie blieb mit dem Gesicht nach unten liegen. Frogg starrte dabei auf

ihren Rücken. Er sah auch die dunkelrote Lache, die sich ausbreitete und Blätter darauf schwimmen ließ.

»Gehen wir!« erklärte er keuchend.

Ihm war verdammt unwohl, und das Gehen glich schon einer Flucht…

***

Die Bilder verschwammen, die Realität nahm zu, und ich dachte daran, was mir die Geisterfrau gesagt hatte. Daß nichts verlorenging, daß alles fest in den großen Kreislauf der Welt integriert war und man es nur abrufen mußte, vorausgesetzt, man verfügte über die richtigen Fähigkeiten. Mit denen war die Geisterfrau gesegnet. Ich wollte auch zu diesem Zeitpunkt die Gründe nicht wissen, sondern erst einmal mit den alten, neuen Gegebenheiten zurechtkommen.

Ich saß in meiner eigenen Wohnung. Allmählich wurde sie mir wieder vertrauter, aber die Schattenfrau wirkte trotzdem inmitten der bekannten Umgebung wie ein Fremdkörper.

Ich atmete tief durch. Die letzten Bilder hatten mich schon mitgenommen. Um wieder richtig denken und handeln zu können, mußte ich sie erst aus meinem Gedächtnis vertreiben. Es war nicht einfach, denn durch Donatas Frage wurde ich wieder daran erinnert.

»Hast du alles gesehen? Hast du mein Schicksal lesen können?«

Ich nickte.

»Dann weißt du auch, warum Frogg sterben mußte. Ich mußte meinen Mörder richten.«

»Sicher«, gab ich stöhnend zurück. »Ich habe das ja erleben können, denke ich.«

»Richtig. Als wir uns trafen. Ich habe möglicherweise einen Fehler begangen, weil ich mein Kommen ankündigte. Da hat dieser Frogg reagiert und dich als Helfer geholt. Rasch spürte ich, daß du etwas Besonderes bist, denn du trägst einen Schutz bei dir. Aber ich habe mich dennoch durchsetzen können.«

»Richtig, Donata. Ich will und kann nicht über dich richten, das steht mir nicht zu, aber du bist eine Schatten-oder Geisterfrau. Dein Körper ist tot, aber dein Geist hat überlebt und sich die Gesetze anderer Dimensionen zu eigen gemacht. Das stelle ich auch nicht in Zweifel, aber ich möchte von dir nur wissen, weshalb du meinen Eltern erschienen bist. Warum so plötzlich? Was haben sie mit dir zu tun?«

»Sie hatten nichts mit mir zu tun, bis vor kurzem, als ich dich kennenlernte und merkte, daß du etwas Besonderes bist. Da wurde ich aufmerksam und begann, mich näher mit dir und deiner Umgebung zu beschäftigen. Ich weiß, wer du bist, ich weiß, was du tust, ich weiß auch, wo du herkommst, und ich habe versucht, in die Zukunft zu schauen.«

Innerlich fing ich an zu vibrieren. »In meine?«
»Auch.«
»Und in die meiner Eltern, nehme ich an.«
»Ja.«
Jetzt hätte ich logischerweise eine bestimmte Frage stellen müssen, aber sie wollte mir einfach nicht über die Lippen, da ich mich gedanklich mit der Formulierung beschäftigte und im Prinzip Angst vor dieser Frage hatte.
Wer will schon gern wissen, was ihm die Zukunft beschert? Es gibt Menschen, die darauf erpicht sind, aber ich in meiner Lage gehörte nicht dazu.
Obwohl…
»Sag es, John Sinclair, sag es!« forderte mich die Schattenfrau auf. »Ich habe nicht mehr viel Zeit. Meine Energie schwindet…«
»Es geht nicht um mich, sondern um meine Eltern. Von dir sagt man, daß jemand stirbt, wenn er die Schattenfrau gesehen hat. Stimmt das? Kann ich mich darauf verlassen?«
»Man sagt es!«
»Ich will eine Antwort!«
Die Geisterfrau war noch da, aber sie hatte recht behalten. Sie verlor von ihrer Energie einen großen Teil, denn an den Rändern fing sie an zu zittern.
Ich hatte den Eindruck, als wäre sie dabei, einfach wegzuschwimmen.
Ihre Gestalt zuckte, und ich wollte aus dem Sessel raus, das Kreuz hervorholen und sie damit zurückhalten.
Jede Bewegung fiel mir schwer. Auf meinen Gliedern lagen schwere Steine, und noch einmal schrie ich ihr meine Frage entgegen.
»Ja…«, hörte ich die verwehende Stimme. »Wer die Schattenfrau sieht, muß sterben. Frogg ist tot …«
»Und meine Eltern?« brüllte ich.
»Noch nicht, aber bald. - Bald wird sich vieles ändern in deinem Leben, sehr bald…«
»Das weißt du?«
»Vielleicht!«
Ich stand schon wieder. »Sag mir, wie meine Zukunft aussehen wird. Verdammt noch mal, ich will es von dir hören! Verstehst du das?«
»Wir sehen uns wieder. Das ist die Zukunft…«
Und damit war es auch vorbei. Die Schattenfrau verschwand zurück in ihre Welt. Das Zimmer und die gesamte Wohnung gehörten wieder mir, als wäre nichts geschehen. Ich aber wußte es besser, viel besser sogar.
Gedanken über die Zukunft hatte ich mir zuvor nie oder nur selten gemacht. In meinem Job war das Gift. Da mußte man oft genug von

einem Tag auf den anderen leben, da war auch die nahe Zukunft einfach zu weit entfernt, aber diesmal nicht.

Ich dachte mit jeder Sekunde an dieses ungewöhnliche »Versprechen« der Geisterfrau, und plötzlich fürchtete ich mich davor, weiterzuleben…

***

Ich hätte gern all meine Freunde um mich herum gehabt, um mit ihnen über die Probleme, die noch nicht eingetreten waren, zu diskutieren, aber ich holte nur Suko und Shao rüber. Dabei hatte ich Glück, daß Suko gerade heimgekehrt war.

Die beiden Freunde hatten meine Wohnung kaum betreten, als Shao verwundert den Kopf schüttelte, mir eine Hand auf die Schulter legte und flüsterte: »Was ist denn mit dir, John?«

»Wieso?«

Sie lächelte etwas kantig. »So wie du aussiehst, John, habe ich dich selten erlebt.«

»Mag sein.«

»Was ist denn passiert?«

Suko, der die Wohnungstür schloß, gab die Antwort. »Du hattest Besuch von der Schattenfrau.«

»Ja.«

»Sehr gut.«

»Was meinst du damit?«

Er betrat mit mir den Wohnraum. »Daß du noch lebst! - Heißt es nicht, wer die Schattenfrau sieht, der muß sterben?«

»Du hast recht, so heißt es, Suko, und genau das ist auch mein großes Problem.«

»Obwohl du noch am Leben bist?«

»Ich erkläre euch das gleich. Erst mal brauche ich einen doppelten Cognac.«

»Gib mir auch einen«, sagte Shao, »da scheinen ja bedeutende Dinge auf uns zuzukommen.«

»Das kannst du sagen.«

Ich füllte die Schwenker, so daß mehr als nur der Boden bedeckt wurde.

Dann drückte ich Shao ein Glas in die Hand. Wir stießen an, und sie sagte: »Auf dich.«

»Danke.« Ich lächelte, trank, setzte mich und stellte das Glas ab, in das ich nachdenklich schaute, weil ich erst meine Gedanken sammeln mußte, um sie in Worte fassen zu können.

Auch meine Freunde hatten nicht länger stehen bleiben wollen und saßen mir nun gegenüber. Sie warteten auf meinen Bericht.

Den bekamen sie. Und zwar detailgetreu.

Zwischenfragen stellten sie nicht, aber ich erkannte, daß ihnen meine Erlebnisse schon an die Nieren gingen, denn sie wurden bleich und schüttelten hin und wieder die Köpfe, als könnten sie nichts, aber auch gar nichts begreifen. So etwas hatten sie noch nicht erlebt.

Es war Shao, die es schaffte, die erste Frage zu stellen. »Mal im Ernst, John, glaubst du an das, was du da gehört hast?«

»Leider ja.«

»Dann rechnest du mit dem Tod deiner Eltern?«

Ich holte tief Atem und stieß die Luft dann zischend aus. »Was heißt mit dem Tod meiner Eltern? Damit muß man immer rechnen. Die Schattenfrau war bei ihnen. Es ist nicht gesagt, daß sie sich für den Tod verantwortlich zeigt, aber sie ist als Warnerin gekommen.«

»Was uns eine Chance gibt«, sagte Suko.

»Welche denn?«

Er hob die Schultern. »Du könntest deine Eltern darüber aufklären, daß sie sich in den nächsten Tagen oder Wochen in acht nehmen sollen.«

»Nein, Suko, nur das nicht. Das käme mir vor wie eine Schmierenkomödie. Du weißt, daß schon vielen Leuten etwas passiert ist, nur weil sie übervorsichtig gewesen sind, und in diese Klemme möchte ich meine Eltern nicht bringen.«

»Hast du einen anderen Vorschlag?«

»Nein.«

»Was willst du trotzdem tun?«

»Nichts«, sagte ich leise. »Ich tue einfach nichts. Werde zwar mit meinen Eltern sprechen, um sie zu beruhigen, ansonsten aber«, ich schaute gegen die Wand und hob die Schultern, »müssen wir abwarten und uns fragen, was uns die Zukunft bringt.«

Eine Antwort erhielt ich von keinem der beiden. Sie wäre auch nicht passend gewesen…

ENDE